

„Feriertage in Friesack“

Reprint

Julius Salomon

geb. in Friesack

***Beiträge zur jüdischen Geschichte
der Stadt Friesack***

Goldine Salomon

geb. Rics

geb. zu Gardelegen

d. 26. Oct. 1839

gest. zu Jüterbock

d. 14. Aug. 1900

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Ferientage in Friesack - Reprint	11
Aus den Forschungsergebnissen von George Salomon	50
Der Friedhof	67
Der Tempel	77
Die Gemeinde	94
Der Mathematiker Meier Hirsch	114
Integration & Assimilation	151
Das Schweiß Tuch der Veronika	151
Ruhe ist die erste Bürgerpflicht	168
Das Salomon´sche Legat	173
Die Steinbänke von Georg Cohn	178
Der Schützenverein	179
Die Familie Lewinsohn	183
Die Friesacker Juden und der Nationalsozialismus	192
Der Kindergarten in Damm	210
Chronologie - Quellenlage zur jüdischen Geschichte von Friesack	212

Vorwort

Eher zufällig stolperte der Herausgeber dieses Buches beim Surfen im Internet über die „Ferientage in Friesack“: ein kleiner Vermerk in dem „Register der Fontane Blätter“, welche durch das Fontane-Archiv in Potsdam ins Netz gestellt worden waren.

Beim Besuch im Fontane-Archiv entpuppte sich der Vermerk als ein Hinweis auf die Dokumentation zweier Briefe, welche Theodor Fontane 1894 an Georg Anton Salomon geschrieben hatte:

*Hochgeehrter Herr,
Unsere Zeit steht im Zeichen von Friesack. „Figaro hier,
Figaro dort.“
Seien Sie schönstens bedankt. Hineingekuckt habe ich
schon, wenn ich gelesen, schreibe ich noch einige Zeilen.
In vorzügl. Ergebenheit Th.Fontane.
Berlin 16. Novb. 94.*

*Hochgeehrter Herr,
Gestern Abend hat mir meine Frau die „Ferientage in Friesack“ vorgelesen. Es hat mir sehr gefallen, ohne jedes wenn und aber. Wer ehrlich ist und schreiben kann, kann sein Leben mehr oder weniger interessant beschreiben, - das ist oft gesagt worden und der Satz ist richtig. Hinterher kommen aber doch die Unterschiede. Was Ihr kleines Buch so sehr auszeichnet, ist die große heitere Unbefangenheit (mancher hätte Onkel Schlaume unterdrückt) und der glücklich darüber stehende Humor. Außerdem ist es ein märkisches Kulturbild, das die Mark selbst, die Stadt Friesack, die Salomons und den Verfasser Georg Salomon in einem gleich lebenswürdigen Lichte erscheinen läßt.*

*Unter vielen Empfehlungen, in vorzüglicher Ergebenheit
Ihr Th. Fontane*

Anmerkung

Der Empfänger der beiden Briefe war mein Großvater, Professor Dr. med. Georg Anton Salomon (1849-1916), der zeitweise Emilie und Mete Fontanes Arzt war. Die „Ferientage in Friesack“ (Privatdruck 1894) sind Erinnerungen Salomons aus den 1860er Jahren. Vermutlich hat er gewußt, daß Fontane 1889 eine Arbeit über Friesack angefangen hatte und sich weiterhin für den Ort interessierte. Salomons Familie stammte aus Friesack. Fontanes Bemerkung „Unsere Zeit steht im Zeichen von Friesack...“ bezieht sich vermutlich auf die Einweihung des Denkmals Friedrichs I., des ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, auf dem Mühlenberg bei Friesack im Jahre 1894 (vgl. Sonderausgabe des „Friesacker Wochenblattes“ vom 13. Oktober 1894 und Henning von Kloss: „Das Ländchen Friesack und die Bredows“, Kiel

1965, S 159).

Schlaume, ein Onkel des Verfassers, war ein krankhaft menschen-scheuer Sonderling.

Die Originalbriefe sind von Georg Salomon vermutlich an seinen Sohn Fritz (1886-1953), Rechtsanwalt in Guben (Niederlausitz), später in London wohnhaft, übergegangen. Die Originale sind bisher nicht wiedergefunden worden. Der vorliegende Text folgt einer von Fritz Salomon hergestellten Abschrift.

- George Salomon, New York, September 1975 -

Was Theodor Fontane zu diesen Dankesbriefen veranlasst hatte, sollte dem Herausgeber zunächst verwehrt bleiben, denn trotz intensiven Bemühens des Archiv-Mitarbeiters, Herrn Möller, fand sich das erwähnte Buch nicht in den Beständen - leider auch keine Kontaktdaten zu George Salomon, von dem lediglich noch bekannt war, dass er 1981 verstorben war.

So blieb nur die weitere Recherche im Internet, was bei dem sehr geläufigen Namen Salomon nicht unbedingt einen schnellen Erfolg versprach.

Neben ungezählten „Irrläufern“ ergab sich auf einer englischsprachigen Homepage* über das Gedicht „John Maynard“ von Th. Fontane eine heiße Spur. Die Verfasserin der Homepage, Frau Huberman, hat so ziemlich alles, was sie zu diesem Gedicht in Erfahrung bringen konnte, hier zusammengetragen. Unter anderem auch einen Artikel von George Salomon, der sich gleichfalls mit „John Maynard“ beschäftigte und seine Arbeit in den Fontane-

* http://homepage.mac.com/joel_huberman/JohnMaynard/maynard.html
(Stand 12.Mai 2009)

Blättern 1965 publizierte. Frau Huberman hatte sich auch über George Salomon erkundigt, einige Hinweise zu seinem Leben vermerkt und, eher in einem Nebensatz, seine Söhne Frank und Richard erwähnt, von denen sie Informationen erhalten hatte.

Damit war der Kontakt zu den Nachfahren der Friesacker Familie Salomon gefunden und dank der Möglichkeiten des Internets lagen dem Herausgeber alsbald eine Kopie des schon verschwunden geglaubten Büchleins vor. Doch nicht nur dieser Text wurde von den Brüdern zur Verfügung gestellt, sondern auch Kopien von Familienbildern, Ahnentafeln und eine Zusammenfassung der Forschungen von George Salomon zu seinen Friesackern Wurzeln.

Für die Heimatgeschichte von Friesack liegen somit Materialien von unschätzbarem Wert vor - zumal die jüdische Tradition der Ackerstadt nur noch in Fragmenten erhalten war. Gleichzeitig ergaben sich aus dem neuen Material sowie den bisher bekannten Unterlagen eine Reihe von neuen Rechercheansätzen, denen nachzugehen es sich lohnen sollte.

Aus diesem Grund wurde der ursprüngliche Plan, einen bloßen Reprint der „Ferientage in Friesack“ herauszugeben, fallen gelassen. Nunmehr halten Sie den Versuch, all das zusammenzutragen, was über die jüdische Geschichte von Friesack bekannt ist, in Ihren Händen. Freilich spielen dabei die „Ferientage in Friesack“ und die Familie Salomon eine zentrale Rolle.

Ich habe mich an dieser Stelle bei all jenen Menschen zu bedanken, die mich bei der Realisierung dieses Projekts tatkräftig unterstützt haben.

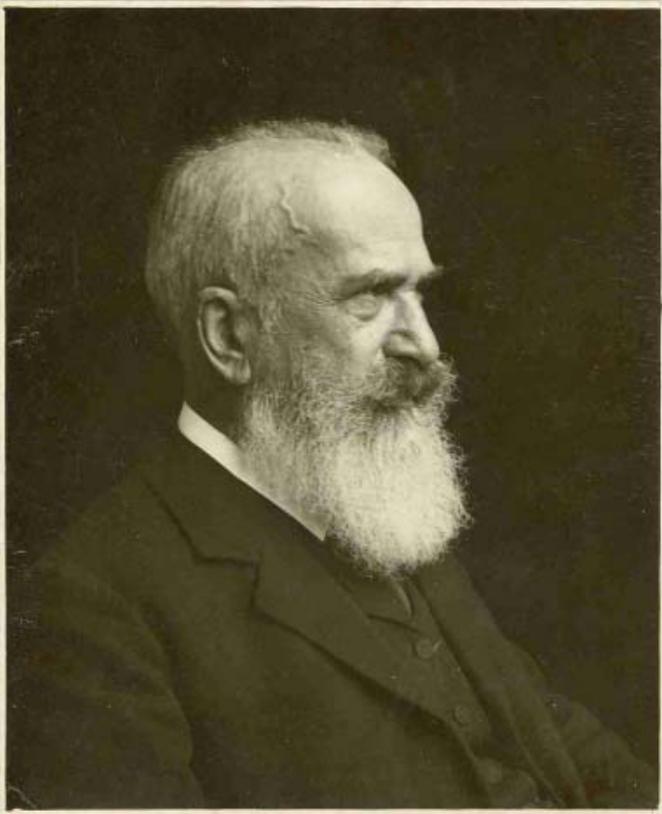
Mein Dank gilt insbesondere:

- Frau Michelé Franklyn und Frau Uta Beckmann für ihre Übersetzungen,
- Herrn Möller vom Fontane-Archiv für seine Recherchen,
- den Brüdern Frank & Richard Salomon für ihre Kooperationsbereitschaft.

Sven Leist

Unter Verwendung von Material aus:

Bibliothek des jüdischen Museum Berlin
Bibliothek der jüdischen Gemeinde Berlin
Brandenburgisches Landeshauptarchiv
Heimatismuseum Friesack
Leo-Bach-Institut New York
Moses-Mendelssohn-Zentrum Potsdam
Theodor-Fontane-Archiv Potsdam
Universitätsarchiv Erlangen



Dr. med. Georg Anton Salomon (1849 - 1916)

Ferientage in Friesack.

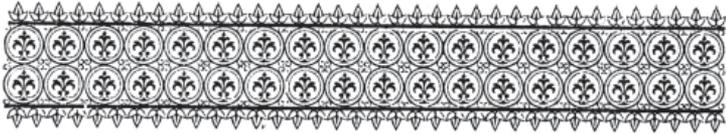


Unsern Kindern gewidmet

von

Georg Salomon.





Ein Schnitter ist die Zeit! die üpp'gen Saaten,
So fruchtbeladen, so an Hoffnung reich,
Der Menschen Leben und der Menschen Thaten
Erliegen ihrem allgewalt'gen Streich.

Was herrlich blühte in des Lebens Farben,
Geht zu geheimnißvollen Tiefen ein.
Wohin die reiche Frucht und wem die Garben?
Wer mag des düstern Schnitters Meister sein?

Ein Armer auf des reichen Mannes Fluren
find' ich an kargem Lohn Befriedigung
Und sammle in des ew'gen Schnitters Spuren
Die losen Hälmchen der Erinnerung.



Jedermann weiß, daß Friesa% vor Zeiten ein schlimme+ Raubne# war, heute aber al+ Station der Berlin-Hamburger Eisenbahn ein bescheidene+ und unschädli\$he+ Dasein fri#et. Wer in Berlin war und die Theater besucht hat, kann außerdem noc vom Rentier Bielefeld und den lu#igen Friesa%ern erzählen. In jüng#er Zeit war noc einmal von Friesa% die Rede, al+ da+ vielberufene jung# enthü\$te Denkmal de+ Burggrafen Friedrich geplant wurde, für de<en Her#e\$ung die patriotischen Friesa%er Bühnenfe#spiele von ganz actbarem Maß#ab veran#alteten.

Soviel etwa, neb# der Angabe einer Einwohnerzahl von 3_ 4000 Seelen, dürfte im Conversation+lexikon über Friesa% zu finden sein. Wa+ ic aber zu erzählen habe, i# noc nirgend+ gedru%t; e+ sind rictige, ecte Memoiren, gescöpft au+ den Arciven meiner Jugenderlebni<e. Freilic könnten sehr viele Mitglieder unserer Familie, die e+ möglicherweise be<er macen würden, Aehnlice+ berichten. Inde<en solce hi#orischen Aufsä{e sind nicht Jedermann+ Sace. Jedenfa\$+ hat sic bi+her Keiner

die Mühe gegeben, die alten lieben Bilder au+ der Vergangenheit so kräftig heraufzubeschwören, daß unsere junge Generation sie im Zauberspiegel zu sehen und recte Sehnsucht danac zu fa<en vermochte. Und da+ eben zu thun habe ic mir kühnlic vorgenommen und bitte um freundlice+ Gehör. Sceint den Aelteren nict Aße+ rect und rictig oder Mance+ der Ergänzung bedürftig, nun so mögen sie bedenken, daß ic ja nur da+ Selb#erlebte bieten kann, wollen sie von dem I hrigen hinzuthun, um so be<er.

- 2 Oberprediger Beu# in Friesa%, der freiwißige Arcivar unserer Familie, p³egte zu behaupten, die Salomon+ wären in Friesa% voße 300 Jahre ansä<ig. I n Ahnensacen muß man gläubig sein, we+halb auc diese #olze Zahl nict bemängelt werden soß. Sicer i#, daß mein Großvater I saak Salomon und seine Gattin Täubcen geborne Hirsc scon so mancen Vorgänger ihre+ Namen+ in Friesa% gehabt hatten. Großvater I saak war, wie zu jener Zeit bei Juden fa# selb#ver#ändlic, ein Handel+männ, der eine Kuh, einen Garten und ein kleine+ Hau+, son# aber nict aßzuviel irdisce Güter sein eigen nannte. I m Hau+³ur, der zugleich al+ Laden dienen mußte, saß tagau+ tagein die ³eißige aßverehrte Großmutter Täubcen und verkaufte Kleider#o>e und ähnlice Waaren, die @e selb# mit besonderem Ver#ändniß in Berlin au+zusucen p³egte. I hr Bruder Meyer Hirsc, der berühmte Mathematiker und Sonderling, soß hier auc nict unerwähnt bleiben, wiewohl er eigentlic

garnicht in meine Gescichte gehört. Ihr müßt bedenken, daß wir Salomon+ Aße gern mit unserm gelehrten Großonkel paradiren. Zu aße den Anekdoten, die besonder+ de+ alten Löwenberg ¹⁾ redlicher Fleiß au+ seinem seltsamen Leben zusammengetragen hat, mag noc die eine hinzugefügt sein, daß er ein# in #renger Winterkälte von Berlin nac Friesa% fuhr, um seiner Scwe#er Täubcen eine Ueberrascung zu bereiten. Da+ i# ihm auc gewiß gelungen; denn al+ er nac viel#ündiger Fahrt dem rumpligen Po#wagen ent#ieg, erscien er, der ewig Zer#reute, zum Er#aunen der Seinigen in Fra% und gelben Nankinghosen.

Isaak Salomon hatte vier Söhne, von denen zwei, Hirc und David (mein Vater) in früher Jugend nac Berlin wanderten, um dort ihr Glü% zu sucen und zu Tnden. Eine Tocter, Eva Dornblatt, war in Berlin, eine zweite, Henriette Sander, in Pot+dam verheirathet. Die beiden anderen Söhne, Mendel und Sclaume, blieben in Friesa%; Er#erer heirathete seine Cou@ne, Rieken Dornblatt au+ Seehausen und führte da+ Gescäft der Eltern auf moderne Weise, d.h. in einem durc Umbau de+ Hause+ herge#eßten Laden weiter. Somit waren die Bedingungen zu einer Ferienkolonie gegeben, die von den Berliner Verwandten und so auc

¹⁾ J. Löwenberg. bekannt al+ „Geograph“ L., ein Freund und Zeitgeno<e Humboldt+. Er #arb 1894 im Alterver-sorgung+hause zu Berlin, 94 Jahre alt.

von meiner früh verwittweten Mutter nachdrücklich augenußt wurden. Die Eltern waren froh, ihre Sprößlinge während der Ferien lo+ zu sein, und da+ junge Volk ging gar zu gern hin. Auf diese Weise kam e+, daß die Friesa%er zu Pİng#en, in den Hund+tagen und zu Micaeli+ selten ohne Gä#e waren. Verirrten sie @c einmal selb# nac Berlin, wa+ gerade nicht a\$zu oft vorkam, so wurden @e natürlich gebührend aufgenommen und bewirtheet.

Am le{ten Scultage, wenn Director Bonnesß un+ seine Ueberzeugung an+ Herz legte, daß die Ferien nicht nur zur Erholung, sondern auc zur Wiederholung da seien, war ic mit meinen Gedanken gewöhnlic läng# in Friesa%; der Boden brannte mir förmlic unter den Füßen. Selb# der Abschied vom mütterlichen Hause wurde durc die üblice İnanziöse Au+#attung zu einem nicht unangenehmen Ereigniß, wenn auc da+ Mei#e für Trinkgelder und zum Mitbringen von Geschenken be#immt war. Frohen Herzen+, die Bru# von Gefühlen gehoben, wie @e nur der gewerb+mäßige Mu#erknabe einen Tag nac der Censur genießt, fuhr ic hinau+ zum Bahnhof. Spandau – Segefeld – Nauen – Paulinen-
 aue – je{t kommt+ bald. Da i# schon da+ Wahrzeichen von Friesa%, eine alte Fabrikrune dict am Bahndamm. Noc einige Minuten, und ic @nke in die Arme irgend eine+ lange entbehrten Friesa%er Freunde+. Ma>y, der spi{na@ge Fuhrmann, der schon seit undenklichen Zeiten zwischen Friesa% und dem Station+gebäude hin und her

kutschirt, ¹⁾ scüttelt mir derbe die Hand und schiebt mich hinein in seinen räucrigen Rumpelka#en, mit mir etwa noch eine Bauerfrau oder einen Mu#erreisenden. Eine kleine halbe Stunde dauert die Fahrt; gut, wenn es nicht geregnet hat, sonst werden unsere Knochen tüchtig durchgeschüttelt. Zur Linken des Weges, durch einen tiefen Graben von uns getrennt, liegt ein mächtige Torfmoor, in dem hier und da blinkende Wasserlöcher eine freilich nur scüchterne Aufmerksamkeit erkennen lassen. Recte ist eigentlich Nichts zu sehen, nur Gegend, wie der Berliner sagt. Wir gelangen auf die andere Seite des Grabens, lassen den Anfang einer Pappelcaussee, die nach Neu#adt a.D. führt, rechts liegen und passieren die Brücke, die über das unglaublich bescheidene Rhin-Flüßchen führt. Rechts, umgeben von einer baufälligen Mauer, umkränzt von ein paar alten Bäumen und einigen verwahrlohten Blumenbeeten, liegt auf einer Anhöhe ein unscheinbarer, ziegelgedeckter Bau, das Stammschloß der Grafen von Bredow. Nun links um die Ecke! das ist ein ein#ö#ige, von drei hübschen Linden beschattete Haus. Ueber der Ladenthür, die zugleich die Stütze eines Portals vertritt, prangt in lateinischen Goldbuchstaben die Firma M.Salomon; in besagter Thür aber, zwischen zwei bescheidenen Scaufen#ern, stehen, unserer harrend, die lieben Alten, heißen Sonnenschein im Antlitz.

¹⁾ Neuerding hat sein Sohn das Privilegium geerbt.

Onkel und Tante wohnen am Markt, einem für ein Landstädtchen recht geräumigen freundlichen Platze, der gleich rechts von ihnen durch die sauberlich hellangestrichene Kirche abgeschlossen wird. Der Thurm sieht wunderlich aus, von oben her eingedrückt, als hätte man ihn einwärts auf die Mauer gegeben. Nach links hin erstreckt sich der Platz, der von dem stattlichen gegiebelten Rathhause, einigen Kaufmannsläden und Herbergen gesäumt wird, in abnehmender Breite ziemlich weithin bis zum Spriehause. Was hinter dem kommt, ist eigentlich schon Vorstadt und weiß nicht mehr viel sagen. Damm und Trottoir bezeichnen außerdem rundlichen Feldsteinen, zwischen denen Gras sprießt, dem überreizten Großstädter wohlthätige Ruhe verkündend.

Gerade gegenüber in dem zweistöckigen Hause wohnt Vetter Lui Cohn mit seiner zahlreichen Familie. Sein Haus und die vis-à-vis befindliche Apotheke begrenzen den Eingang zur Berliner Straße, der Hauptverkehrsader des Ortes, in der einige ganz ansehnliche Hotels und das Schulhaus liegen. Weiterhin setzt die Straße sich an einigen Sandgruben und einer Windmühle vorüber in die Nauener Chaussee fort. Der Windmüller, Namens Rie, hält eine dreißig besuchte, zwischen Kornfeldern recht gemüthlich gelegene Bierwirtschaft, wo auch Musik gemacht wird. Noch weiter von der Stadt folgt der von Kirschbäumen besandene weitläufige Scüchtplatz. Die italienischen Kirschen zeichnen sich durch eine besondere

Säure au+, we+halb @c bei der aSjährlic #attlndenden
Verpactung nur scwer ein Mei#bietender lndet.

Laßt un+ nun nac den Häusern und Straßen auc
ein wenig die Menscen in Friesa% ansehen ! Onkel
Mendel al+ Familienoberhaupt hat billig den Vortritt.
Denkt Euc einen hocgewachsenen Mann von kräftigem
Gliederbau, aber etwa+ gebeugter Haltung. Der Kopf
i# von #arrem eisengrauen Haar bede%t, da+ bartlose
Ge@cct gebräunt und voSer Runzeln; unter buscigen
Augenbrauen lugen, halb grimmig, halb gutmüthig
dreinscauend, ein Paar scarfe dunkle Augen hervor _
man merkt e+ auf den er#en Bli%, Onkel Mendel i# ein
Spötter und Skeptiker, der @c durc Nict+ imponiren
läßt, am wenig#en durc Geld und Luxu+. Al+ er
einmal in Berlin eine Gemäldesammlung bewundern sollte,
meinte er ganz kaltblütig, da+ hätte er zu Hause noc be<er.
Un+ grünschnäbelige Groß#ädter behandelte er gern ein
bi+cen von oben runter, und de+ Ne%en+ war kein Ende.
Er spielte geduldig mit un+ Sec+undseczig, wenn da+
Wetter sclect war, mogelte aber dafür in der gewi<en-
lose#en Weise. Wenn unsere Vergnügung+suct durcau+
nac etwa+ Neuem verlangte, proponirte er wohl mit
einem gewi<en geheimnißvoSen Nacdru%, „mal an den
Rhin zu gehen“. Dann se{te er die seidne Mü{e auf,
schnitt @c mit der Kaufmann+sceere, die be#ändig au+
der We#entasse hervorgu%te, eine seiner gefürcteten
Cigarren ab und wandelte raucend, die Hände auf dem
Rü%en, vor un+ her bi+ zur Rhinbrü%e _ und gerade-

weg+ wieder zurü%. Wenn wir dann über den drei Minuten langen Spaziergang verdu{te Ge@cter macten, freute er @c herzlich. Mancmal traf e+ @c aber, daß wir dem „alten Grafen“ begegneten, der gerade von seinem Stammscloß herab#ieg, um @c ebenfaß+ einen Spaziergang zu gönnen, und da war e+ denn ein hübsce+ Bild, die beiden Alten zusammen wandeln zu sehen, die ein lange+ Leben mit einander verknüpft hatte, beide in Mü{en, beide die Hände auf dem Rü%en. Der „alte Graf“ hatte in seinem langen groben Ro% etwa+ Gemüthlice+, Patriacalisce+. I c marscirte hinterher, innerlic #olz auf unsere grä³ice Freundscaft und er-#aunt, den alten Edelmann so mensclic und natürlic reden zu hören. Noc be<er geïel mir der „junge Graf“ Ha<o, ein #attlicher hübscer Mann, der ab und zu im Laden erscien, um Einkäufe zu macen, und der bär-beißige alte Major von Bredow au+ Briesen, der @c mit un+ Kindern gern herumne%te.

I m heß#en Glanze erscien Onkel+ gute Laune bei den Mahlzeiten. „Kinderken+“ hieß e+ da (er sprac bei solcen Gelegenheiten noc platter wie son#) „Kinderken+, eßt Atto>eln, Fleesc i+ zu dheuer!“ „Rieke, i% bejreif dir nic ! i% bezähm mir kaum de Butter uf't Brot und du jib# se Hering!“ Solce Jammerrufe kamen aße Tage vor; Onkel Mendel war unerscöp³ic in Klagen über unsere Eßlu#. Natürlic kannten wir unsern Onkel und aßen er# rect.

E<en und Trinken war eine Spezialität von Friesa%,

welche au+gebildet zu haben Tante Riek'+ besondere+
 Verdien# war. Tante Rieke war der recte gute Hau+
 gei#, #i\$, freundlich und Jedem gefä\$ig. Sie konnte auc
 #reng sein, wenn+ nöthig war, aber e+ kam selten vor.
 Nict groß, ruhig in Bewegungen und Mienenspiel, von
 zartem elfenbeinfarbigem Teint, da+ Ge@ct, besonder+
 die scmalen Lippen von fein#en Fältcen und Runzeln
 durcfurct, die Wangen durc unzählige Aedercen ge-
 röthet, die hohe Stirn von den glatt anliegenden dunkeln
 schön pomadi@erten Sceitelgardinen begrenzt: so #eht @e
 mir vor Augen. Am lieb#en denke ic @e mir im sorg-
 fältig gesconten schwarzen Seidenkleide, die feine Spi{en-
 barbe auf dem Kopf, al+ #attlic repräsentirende Kauf-
 mann+frau. Denn eine Kaufmann+frau war @e, wie @e
 im Buce #eht. Wenn der Onkel mit seinen derben Späßen
 die Leute ein bi+cen angeärgert hatte und der üblice
 Nordhäuser (gleich rect+ unten neben den Kunden\$igarren)
 nict mehr verfangen wollte, trat @e mit klugen Worten
 dazwiscen, nöthigte den Ga# durc die Gla#hür in die
 hi#orische Wohn#ube und ertränkte a\$en Mißmuth in
 Ka>ee.

Kennt I hr wohl da+ hübsce Bild au+ Großmutter
 Täubcen+ Wittwenzeit, in dem Mei#er Löwenthal unsere
 Friesa%er Ahnen#ube für a\$e Zeiten verherrlicht und ver-
 ewigt hat? Da @{en @e auc und trinken Ka>ee, Groß-
 mütter natürlic au+ einer extrafeinen blauen Ehrenta<e.
 I hr zu Häupten hängen die goldgerahmten Bilder sämt-
 licher Kinder, Scwiegerkinder und Enkel, a\$e ganz hübsc

zu erkennen und gewiß billiger als man so wahr heute macht. Rings um den Tisch saßen bei Katherin und Kucen meine Eltern, Onkel Mendel und Tante Rieke. Bescheiden an der Wand plätschert schlürft Emma ihr Täßchen, während Marianne dem am Fenster sitzenden Onkel Sclaume seine Portion bringt. Das Fenster geradezu schaut auf die öde Dammstraße hinaus, die beiden andern nach dem Markt. An der Wand hängt nach altem frommen Brauch eine Tafel, die in prächtigen und mannigfaltigen Schriftzügen die Schöpfungsgeschichte erzählt. Daneben der alte Eschrank verbirgt hinter seinem grünen Überzuge aßerhand Schätze, geschliffene Gläser, Tassen und wohl auch ein schönes Silberzeug. Das vornehmste Möbel ist natürlich der große Lehnstuhl mit seiner treuerherzigen Inschrift: „Nur für Mutter Salomon!“ — In diesem kleinen Eszimmer, das nur der Maler, kühne Perspektive zu einer Art Saal ausgedehnt hat, spielte das ganze Friesener Leben ab, einfach deswegen, weil überhaupt im Erdgeschoß kein anderer Wohnraum vorhanden war. Gleich daneben führte die Treppe hinauf zu einer Art Entresol, wo Onkel und Tante schliefen, und weiterhin zu den vier bis fünf Räumen des Oberstos, von denen nur Onkel Sclaume und Julius' Zimmer dauernd bewohnt waren.

Aber wir sprachen eben vom Katherin, und zum Katherin gehört in einer kleinen Stadt ein für alle Mal der Kucen. Der war nun Tante's berühmteste Spezialität.

Welc ein Streuselkucen! dünn und hart wie Gla+ und doc mürbe, die Rinde herrlic braun, #ro{end von Zu%er und Zimmt! Wir haben unmenschlice Quantitäten davon vertilgt, ohne jemal+ dem Vorrath auf den Grund zu kommen. Bei den Mittag+mahlzeiten scä{ten wir besonder+ die Eierkucen mit Preißelbeeren oder Es@g-p³aumen, zum Früh#ü% und Abendbrot __ ic ge#ehe e+ erröthend __ die großen Landbrot#ußen, mit Kuhkäse bi+ an den Rand belegt. Ein Nordhäuser wurde nict selten drauf gese{t, wa+ ic al+ wohlwoßender Chroni# mit der jammervoßen Besca>enheit de+ Trinkwa<er+ entschuldigen möcte. Da+ Friesa%er Wa<er wird nämlic beim Stehen gelb, se{t eine di%e scißernde Meta\$haut ab und scme%t, wie einem rectscasca>enen Moorwa<er zukommt, genau wie Tinte.

Wie gesagt, da+ E<en war famo+, bi+ auf da+ Fleisc, da+ mir nie so rect zusagen wollte. E+ hat lange genug gedauert, bi+ ic herau+kriegte, da+ kein Anderer daran sculd war al+ __ Onkel Sclaume.

Onkel Sclaume (lact nict! Den Reim mit „P³aume“ haben wir scon lange vor Euc gemact) Onkel Sclaume war „fromm“, und hauptsäclic ihm zu Liebe aß man Nict+ vom Hinterviertel, wä<erte da+ Fleisc bi+ zur Erschöpfung au+ und nahm #att der Butter Rinderfett dazu. Vielleicht war e+ überhaupt selb#ver#ändlic in der kleinen Friesa%er Gemeinde, die @c aße paar Wocen den Luxu+ gönnte, einen Ocsen nac altgeheiliger Vorschrift sclacten zu la<en. Dann wurde der Gemeinde-

lehrer Oel+ner geholt, mancmal mitten au+ der Religion+#unde. Der kam mit seinem fußlangen haarscarfen Me<er, pu{te seine funkelnde Konvexbriße, se{te @e auf und säbelte mit gutem Bedact dem armen Vieh, da+ gefe<elt dalag, den Hal+ radi\$al durc. Ihr könnt e+ glauben; ic bin selb# dabei gewesen. Wenn der ruhige gutmüthige Mann gelegentlic bei un+ zum Plaudern vorsprac, #arrte ic ihm mit geheimem Grausen in da+ runzelvoße Ge@ct und auf die welken Hände, die da+ hatten voßbringen können. Aber schön war'+ doc.

Onkel Sclaume war nicht nur fromm, sondern auc ein Schriftgelehrter. Er #udierte ³eißig in hebräiscen Bücern und that @c auf seine Gelehrsamkeit wa+ zu Gute. Am Freitag Abend segnete er den Barce+ ein. Wir #anden scüctern und #aunend dabei, wenn er da+ Gebä% mit dem sammtnen Tuc bede%te und mit ³ü#ernder Stimme, die Lippen leise regend, seine Gebete darüber hinsprac. Weniger feierlic, vielmehr rect lu#ig wurde un+ aber zu Muthe, wenn er al+bald da+ Me<er ergri> und genau die Hälfte davon für @c allein abschnitt. Er konnte mächtig e<en, der gute Onkel! Da+ bewie+ er auc nacher bei den Fiscen und Karto>eln. Wenn+ ihm am be#en scme%te, macte er immer ein sonderbar ergebene+ Dulderge@ct, da+ ic nie verge<en werde. Al+ kleiner Junge hielt ic Onkel Sclaume für einen sehr glü%licen Menschen, weil er so scre%lic viel e<en durfte. Nacmal+ habe ic freilic erfahren, daß e+ mit dem Glü% nicht weit her war. Von Jugend

an gei#e+scwac war er, der Aelte#e unter den Geswi#ern, durc ein rührende+ le{willige+ Schreiben der Großmutter seinen Brüdern in Obhut gegeben worden. Ein ganze+ lange+ Menschenleben hatte er im Hause seine+ Bruder+ Mendel verbract, einzig und allein beschäftigt mit Lesen und mit der P³ege de+ Garten+, an dem sein Herz mit eifersüchtiger Liebe hing. Wenn die Himbeeren und Johanni+beeren am Strauce vertro%neten, war'+ ihm da+ Lieb#e, ja selb# die für die Wirthschaft nöthigen Gemüse ihm abzuringen ko#ete Tante Rieke jede+mal einen kleinen Kampf. Unsere Besuce in diesem Paradie+ gescahen #et+ hinter seinem Rücken mittel# eine+ Nacsclü<el+, den die gute Tante un+ zu#e%te, um den reizbaren alten Mann nicht zu ärgern.

Gegen un+ war aber Onkel Sclaume niema+ böse, sondern harmlo+ wie ein Kind. Sein Hauptspaß war, un+ eine Prise au+ feiner Dose anzubieten, Nasenfutter, wie er sagte. Gefährlic war er eigentlic nur bei der er#en Ankunft, wenn man seinen scmerzhaften Stachelkuß über @c ergehen la<en mußte. In Bezug auf+ Ra@ren hielt er'+ nämlic wie e+ bei den Bauern Modei#, und wie ein alter Bauer sah er auc au+. Groß und #ark wie sein Bruder Mendel, aber noc mehr gebeugt, da+ mächtige kahle Haupt von spärlicen langen Silberhaaren umkränzt, die großscirmige Mü{e in den Na%en gescoeben, der Ro% lang, von groben di%en Tuc gefertigt, die We#e am Halse gesclo<en, von Scnupf-

Tabak besät, die FüÙe in derben rind+ledernen Stiefeln, den großen Gärtnerkorb im Arm: so i# mir Onkel Sclaume+ karakteri#isce+ Bild gegenwärtig geblieben. Sein alte+ gute+ Ge@ct war verscönt durc ein paar milde blaue Augen, wohl ähnlíc denen, die ein# unserm lieben Vater die Herzen der Menschen gewannen. Der Mund war groß, wie bei aßen Salomon+, die Unterlippe hängend, die Hände haarig, durc Gartenarbeit gehärtet. Ein brauchbare+ BildniÙ von ihm exi#irt leider nict; um so be<er i# seine Ersceinung un+ Allen in+ GedäctniÙ geprägt, die wir ihn jahrau+ jahrein an seinem traditioneßen Fen#erpla{ die Zeitung #udiren sahen.

Der vierte und jüng#e Bewohner unsere+ Stammhause+ war Onkel+ und Tante+ einziger Sohn Juliu+¹⁾, der zu der Zeit, al+ ic ihn kennen lernte, etwa 25 Jahre zählen mocte. Er war ein hübscer kräftiger unterse{ter Mann mit gesunden roten Ba%en und #arkem Bart, immer heiter und so rect zum Answärmen für mic gesca>en. Ic habe nämlic von Kindheit an für körperlice Tüctigkeit eine ganz besondere Verehrung gehabt; wer konnte @e mehr verdienen al+ Vetter Juliu+, der al+ Bombardier dem Vaterlande gedient und einmal beim Scü{enfe# eigenhändig eine Haubi{e auf dem Marktpla{ abgefeuert hatte! Wenn Juliu+ un+ eine

¹⁾ Al+ junger Ehemann zog er mit seiner Frau Goldine in den Ober#o% de+ Cohn'scen Hause+.

besondere Freude bereiten wollte (und er ließ @c nie lange dazu bitten), so spannte er den Leiterwagen an und kutschirte un+ unter Jubel und Halloh hinau+ an den Kanal, wo die Wonne eine+ Bade+ in der freien Natur geno<en wurde; nac voßbracter Arbeit gab'+ Butterbrote und – Nordhäuser. In späteren Jahren übernahm Juliu+ die Lieferung der Cigarren und wanderte mit mir hinau+ zu Rie%, wenn in meinem Sekundanerherzen die Lu# nac einem Frühscoppen @c regte. Im Ganzen aber hatte er al+ eigentlicher Leiter und Korrespondent de+ Geschäfte+ nict viel Zeit für un+ übrig, so daß wir den größten Theil de+ Tage+ auf un+ angewiesen waren.

E+ Ìel un+ aber niema+ schwer, die Zeit au+zufüllen oder, genauer gesagt, todtzuschlagen. Morgen+ früh gingen wir gewöhnlic zuer# auf den Hof, um die Eier einzusammeln. Wir wetteiferten ordentlic darin, die armen Hühner au+ ihren Ver#e%en in der Remise oder son# wo aufzujagen und @e sy#ematisch nervö+ zu macen. Gewöhnlic wurde nebenbei der alte P³ausenbaum auf dem Hofe be@ctigt und die niema+ ganz reifen Frücte, wenn @e nict gerade zu sehr in den Rinn#ein gefaßen waren, verzehrt. Scließlic wurde auc wohl da+ kleine Waschau+, da+ nac dem Hofe zu lag, einer baulichen Revi@on unterzogen. Dort gedieh nämlic der Mauerschwamm so präctig, wie ic ihn nirgend+ wieder gesehen habe. Leider hat er auc da+ Wohnhau+ nict verscont und später einen Neubau

desselben nöthig gemacht. — Die Vormittag+unden verbrachte ic, wenn nicht ein Spaziergang nac dem Bahnhof, in die Sandgruben oder in+ Moorland beliebt wurde, größtentheil+ im Laden, auf dem Ladentisch liegend und mit einer von mir besonder+ geliebten braunen Eße spielend. Der Hau+hund Pollo war dabei mein treuer Geseßschafter und Gespieler. Nebenbei beobachtete ic sorgfältig den Gang de+ Geschäfte+, ob auc so viel Geld einkäme, daß wir un+ Mittag+ mit gutem Gewi<en satt e>en könnten. Ein frohe+ Ereigniß war e+, wenn ein ganze+ Kleid, d.h. der Sto> dazu verkauft wurde, nicht bloß weil da+ Objekt an @c bedeutend war, sondern weil erfahrung+gemäß Futterkattun und Andere+ dazu gehörten. Noc höher sclug aber mein Herz, wenn ein Braut kam, ihre Au+#attung zu kaufen. Da wurden die Kleider vierteldu{endweise au+gesucht, ko#bare Hal+tücher, breite seidene Bänder von unerhörten Mu#ern mit Leichtigkeit abgese{t, ja wohl gar einer der fertigen Damenmäntel verkauft, von denen ein leider nur zu dauerhafter Vorrath in einer leeren Dac#ube neben Onkel Sclaume+ Zimmer hing. Auc da+ vielbegehrte „Englisc-Leder“ scä{te ic al+ einen einträglichen Artikel, ging aber wei+lic bei Seite, wenn e+ abgeschnitten wurde, de+ häßlichen Leimgeruc+ wegen. Von den „franzö@scen Patent\$orset+ ohne Nath“, die so ruhmredig auf einem von der De%e herunter hängenden Plakat angekündigt waren, habe ic leider nie ein+ ver-

kaufen sehen. Da+ Havelland mag wohl nicht der geeignete Boden für diese Erfindung gewesen sein.

Wenig wißkommene Gä#e waren mir die eleganten Mu#erreisenden, weil @e nicht kaufen, sondern verkaufen wollten, folglich nac meiner Anschauung unnü#e Ko#en verursachten. Nur einer i# mir in gutem Andenken geblieben wegen eine+ a#erlieb#en dres@rten Hunde+, den er mitzubringen p³egte, und da+ war kein Geringerer al+ Herr Loeser, heutzutage bekannter unter dem Namen Loeser & Wol>.

3

Eine ordentliche Hoc³uth de+ Geschäfte+ erlebten wir am „Markttage“, den die Bauern außer zum Viehhandel auc zu wirthschaftlichen Generaleinkäufen zu benu#en p³egten. Da wurden die umfa<end#en Vorkehrungen getro>en, um die Nachfrage bewältigen zu können. Vetter Hermann Gratweil und Emma Arndt, Juliu+’ verheirathete Scwe#er, wurden au+ Berlin resp. au+ Neu#adt a.D. al+ Gehilfen herbei\$itirt. Mittagbrot gab e+ am Markttage überhaupt nicht, sondern nur ein 11 Uhr-Früh#ü%, be#ehend au+ einem mächtigen Kalb+braten mit Kompot. Der Ka>ee ³oß natürlich den ganzen Tag über in Strömen. I m Laden war an diesem großen Tage für un+ kein Bleiben+, drau#en aber nahmen un+ die Rinder, die vor jedem Hause, auc an unsern Linden, angebunden waren, den Pla# weg und überlie#en @c rect ungezwungen ihren Gewohnheiten. Der Platz sah am näc#en Morgen immer sehr merkwürdig au+.

Nicht+ auf Erden i# voßkommen, und so war e+

auc unsere Friesa%er Freiheit nict. Gewöhnlic gegen Mittag ïng die gute Tante an zu mahnen, ob wir denn nict nac Hause screiben wollten. Ehe wir'+ un+ versahen, saßen wir in dem mußigen scwammduftigen Komptoir mit der Au+@ct auf den Hof hinau+ und quälten un+ verzwei³ung+voß, heiter, gei#reic und lieben+würdig zu sein. Und dabei waren die Briefbogen der Firma M. Salomon so entse{lic groß! Glü%licer-weise war nict aße Tage Screibfe#.

Wa+ un+ zu Hause gänzlic fehlte, nämlich Spielgeno<en, fanden wir drüben bei Cohn+. Vetter Loui+ Cohn, der Juliui+' Scwe#er Marianne geheirathet hatte, betrieb da+ in kleinen Städten unentbehrlice Allerleigescäft. Bucbinderwaaren, Nähseide, Puppenköpfe, Seife und Preßhefe waren bei ihm zu haben. Die ganze Einwohnerscäft der umliegenden Dörfer holte @c von le{terem Artikel bei Cohn ihren Bedarf. I c hielt die Hefe, vulgo Bärme, al+ Kind für eine Art Nahrung+mittel und habe oft genug davon genasct. — Cohn+ hatten mit ihren vielen Kindern, für die kaum der nöthig#e Pla{ vorhanden war, kein leicte+ Leben. Man meinte dem hageren kränklicen Manne die Sorgen im Ge@cte zu lesen, und die gute Marianne, deren Gesundheit auc nict die be#e war, mußte ³eißig sca>en, um aßen Anforderungen gerect zu werden. Glü%licer-weise @nd die Sorgen vergeblic gewesen; au+ den Kindern @nd tüchtige Leute geworden, die e+ im Leben weit genug gebracht haben.

Von meinem Treiben mit den Cohnschen Jungen zu erzählen, hieß wohl die historische Treue etwa zu weit treiben. Wir balgten uns und vertrugen uns, wie das in dieser Welt unter Jungen Mode ist, und wenn wir das Bedürfnis nach einer Stärkung fühlten, wanderten wir gemeinsam zu Nachbar Giese, dem Konditor.

Wunderhübsch und gemüthlich waren die Abendstunden. Da saßen wir alle beisammen auf der Bank unter den grünen Bäumen, plauderten und empfingen Besuche. Onkel Mendel hatte sich bequem gemacht und die langen Beine gegen die mittlere Linde gestemmt, die von dieser täglichen Übung schon ganz glatt gescheuert war, Vetter Louis saß rechts von ihm vor der Ladenthür im grauen Schlafrock und rauchte bedächtig seine lange Pfeife, kurz jeder war an seinem Platz und die Audienz konnte losgehen. Da kamen Julius' Freunde, der Kaufmann Beyer vom Markt, Ferdinand Voigt und sein Bruder Hermann, der stämmige Maurermeister, kurzweg „der Meister“ genannt. Der bejahrte Doktor schloß sich ein, ein schlauberger Herr mit mächtiger Haken-nase und quittegelbem Gesicht, ebenso tüchtig am Krankenbett wie hinter der Rothweinschänke, hier und da auch wohl sein behender Amtsgenosse, der Barbier Stöckmar, ein Figaro vom Wirbel bis zur Zehe. Da kamen die Schmerzenskinder der jüdischen Gemeinde, der ewig bankerotte alte Jakob und der nicht viel besser betuchte Michael. In den gemüthlichen Familienklatsch mischte sich das sanfte Murren der heimkehrenden Rinder; vorüber

spazierte der geheimnißvolle angeblich 103jährige alte Mann von Friesa, oder der arme blödnige Heinz Rocow kam herbeigelaufen, kratzte auf seiner Fiedel und hielt bei mildthätigen Seelen seine Abendernte. Politik, Mode, Gemeindeangelegenheiten und ein bi+cen Chronique scandaleuse vereinigten @c zu einem eintönig dahinausdringenden Concert, bei de<en Klängen un+ sachte die Augen zufließen, bi+ wir endlich hinaufstiegen in unser Kämmerlein unter dem Dach.

So gingen die Tage hin, unglaublich einförmig und doch urbehaglich. Ab und zu gab+ einen Ausflug nach der „lahmen Ente“, einem Gehäusen an der Neuädter Chaussee, selten einmal eine Exkursion nach Neuadt selbst, wo, wie bemerkt, Julius' jüngere Schwester Emma an den Hotelwirth Arndt verheirathet war. Einige Male war auch der Thierarzt so gefällig, mich bei seiner Rundfahrt durch die benachbarten Dörfer mitzunehmen. Damit war aber die Reihe der Friesaer Zerreuungen erschöpft, bi+ auf eine, zu deren Beschreibung ich jetzt meine ganze Kraft zusammenbringen muß.

Um die Pflanzzeit nämlich bekam das Städtchen einen kriegerischen Anstrich. Säbel wurden gepulvert, rothgeflanzte Flinten geölt, Uniformröcke sauber gebürstet: Alle+ bereitete sich zum Aufzuge. Kein Mädchen wollte mehr von den hübschen rothen Husaren, sondern Friesa's Stolz, etwa+ wickeln; die grünen Scüzen hatten nun einmal, wenigstens für ein paar Tage, die Oberhand. Früh Morgen+ marschirte das Scüzenkorps, wohl an die

80 Mann #ark, vor unserm Hause auf, geführt vom Hauptmann, Sattlermei#er Speer und dem kettengeschmü%ten Scü{enkönig. Lauter #ämmige A%erbürger mit gesunden rothen Ge@ctern in grünem Ro% und Federhut, den Hirschfänger an der Seite, die scwere Bücse über der Sculter. Tro{ vorherrschenden Embonpoint+ war der Tritt prä\$ise, die Haltung #ramm. „Sti\$ge#anden! Präsentirt da+ Gewehr!“ hieß e+, und unter Trommelwirbel trat in die Ladenthür — Onkel Mendel. „'N Morjen, Kameraden!“ „'N Morjen, Herr Major!“ sco\$ e+ kräftig zurü%. Ja, Euer Großonkel war Major, Höc#kommandirender der Friesa%er Scü{engilde und zwar auf Leben+zeit. Aber wie sah auc Onkel Mendel heute au+! I n präctiger Ofízier+uniform, mit goldener Scärpe und goldbetreßten Epauletten, #and er da im Bewußtsein seiner Würde, die er gerade so ern# nahm, al+ wäre @e ihm von de+ König+ Maje#ät selb# verliehen worden. Eine Abordnung tritt vor und begiebt @c in+ Hau+ zur Abholung der Standarte, die bereit+ vorher von der Dac#ube, wo @e neben den Damenmänteln ihren Pla{ hatte, heruntergeholt war. Ein Scnäp+cen, freundlich geboten und gern genommen, thut in der Morgenkühle gut und scadet der Würde de+ Augenbli%+ nict. Nun wird bei präsentirtem Gewehr und unter Trommelwirbel da+ theure Emblem hinau+gebracht, die Colonne se{t @c in Bewegung und marscirt mit klingendem Spiel, begleitet von der Elite der Friesa%er Jugend, die @c

eine Ehre darau+ mact, die Gewehre zu tragen, die Berliner Straße entlang. Draußen auf dem Scieß#ande wird Halt gemact. Dröhnend erscallt de+ Onkel+ Kommando: „Unteroffizier Salomon, holen @e die Sceibe runter!“ Unteroffizier Salomon, nämlich Vetter Juliu+, thut wie befohlen, und da+ Scießen geht lo+. — Von hier ab fühle ic mic aber der Roße de+ Berict-er#atter+ nict mehr gewachsen. I c weiß nict einmal, ob oder wie Onkel Mendel gesco<en hat. Vermuthlic hatte er @c bezüglich der König+würde läng# außer Con\$urrenz erklärt. Für un+ bedeutete da+ Scü{enfe+t weiterhin nur noc ein verwegene+ Glü%+spiel um Blumen, Ta<en, Vasen und Nachbar Giese+ vertro%nete Kucen, unterbrocen von wonnevoßen Raubzügen in die Gemeindegirscsbäume und kleinen Gelagen in Rie%+ nahe gelegener Kneipe. Spät abend+, mit müden Beinen und wirrem Kopf, #olperten wir die #eile Treppe zu unsern Kammern hinauf und in unsern Ohren klangen Mei#er Kannengießer+ lu#ige Weisen.

Der alte Kannengießer war nämlich Stadtmu@ku+ in Friesa% und nebenbei mein Gönner. Er bewohnte mit seinen Zöglingen in der Nauener Vor#adt ein hübsce+ Häu+cen inmitten eine+ duftigen Blumengarten+. I n der Woce macten die Mu@krekruten einen solcen Heidenlärm mit ihren I n#rumenten, daß man gern in weiten Bogen vorüberging. Aber am Sonntagnacmittag, wenn die Sonne scön warm scien und die Bienen summten,

war'+ gut sein bei den alten Kannengießer+. Da scwieg die Arbeit und Alle+ trank in Frieden seinen Ka>ee, die Lehrlinge au+ Bunzlauer Töpfen, die Familie au+ etwa+ feinerem Gescirr. Der alte Herr, im Sclafro% und mit der langen Pfeife im Munde, begoß vergnüglic summend seine Rosen und warf mir ab und zu eine Ne%erei an den Kopf. Seiner a\$zeit regen Spottlu# verdanke ic meinen Friesa%er Spi{namen „Nemlic“, der, glaube ic, noc heute dort nict ganz verge<en i#.

Loui+ Kannengießer, der Sohn de+ Hause+, war mein lieb#er, a\$erbe#er Freund. Er war Hautboi# beim Kadetten\$orp+ gewesen, hatte aber wegen eine+ Leiden+ am Ellbogengelenk dem Militärdien# entsagen mü<en und führte nun in Friesa% al+ Klavierlehrer ein begrei³icer Weise rect kümmerlice+ Dasein. Der Beruf seine+ Vater+ konnte dem gebildeten, #ädisc gewöhnten jungen Manne unmöglig zusagen, und doc mußte er bei dem vorgerü%ten Alter de+ Er#eren in den sauren Apfel beißen, Bauernjungen für die Mu@k dres@ren, bei Rie% den Dirigenten spielen und um Neujahr mit seiner Kape\$e Geld einsammeln gehen. Natürlic gab da+ bittere Demüthigungen. „Noc Eenen, Loui+“, riefen die Spießbürger, wenn'+ ihnen gefa\$en hatte, warfen den armen Kape\$mei#er ein Zweigroschen#ü% zu, und lo+ ging'+ von Neuem mit Pauken und Trompeten. Da verlangte den vereinsamtem jungen Kün#ler wohl oft nac dem, wa+ gerade ic ihm bieten konnte, nac einer mitfühlenden

und mitmußirenden Seele. Unsere Bekanntschaft, die etwa in meine Seßundanerzeit fiel, wurde schon geschloßen und verwandelte sich trotz des großen Altersunterschiedes bald in eine unzertrennliche Freundschaft. Kaum konnte ich die Zeit erwarten, bis ich die schmätige Gealt meiner Freunde über den Markt daherwandeln sah, den ädtischen Cylinderhut im Nacken, den halblahmen Arm in der Tasche versenkt. Louis war ein hübscher junger Mann mit freundlichem Gesicht, wohlgepöegtem braunen Haupthaar und Backenbart und zarten schlanken Händen. Vom Reisen und vom Leben in der großen Welt zu plaudern war seine Freude, und „auf der Brühlischen Terraque zu trinken“ sein bescheidenes Ideal. Gewiß hätte Louis Eroberungen machen können, wenn er Ludwig gehabt hätte. Aber dazu war ihm Friesa nicht gut genug; er hat erst viele Jahre später ein Weib genommen als kaiserlicher russischer Hofkassierer in St. Petersburg.

Tag für Tag hielten wir an Goldines neuem Piano und spielten, was man nur mit vier Händen spielen kann. So manche Klavierstunde wurde mir zu Ehren verbummelt. „Die Stunde fängt nicht eher an als ich da bin“, meinte Louis und legte noch ein Quartett zu. Seine Übung im Komponieren (denn er hatte guten theoretischen Unterricht gehabt) verleitete auch mich zu ein paar scücternen Versuchen, die er dann mit seiner Kassiererhand für Orchester setzte und bei Ries zur

Au>ührung bracte. Welche Wonne, @c von den Klängen seiner eigenen Weisen wiegen zu la<en und von schönen Frauenlippen Dank und Anerkennung zu ernten !

Ja, mit den Jahren war mir ein Schnurrbart gewachsen und da+ Ver#ändniß für holde Weiblichkeit aufgegangen. In Goldine, Juliu+' junger Frau, war mir da+ Ideal erschienen, dem ic #iße Verehrung und einmal sogar eine scwäclice Kompo@tion widmete. Ihr gegenüber kamen die anderen Damen der Friesa%er Geseßscaft, die ic nac und nac beim nacmittäglichen Ka>eeklatsc kennen lernte, für mic wenig in Betract. Die Hübsce#e von ihnen war Anna Voigt mit ihren herrlichen grauen Augen, die ic dummer Junge schon damalt wohl zu würdigen wußte. Ihre Scwe#er I da, Li+beth Lac und einige Ungenannte mü<en @c mit einer ehrenvoßen Erwähnung begnügen.

Viele Jahre gingen dahin. Bei Juliu+ und Goldine hatten @c zwei Kinder, Carl und Anna, eingefunden und auc Cohn+ Familie hatte @c um einige weitere Mitglieder vermehrt. Aber die Jungen #rebten au+ dem engen Heimath+nest hinau+ und die Alten starben leider erscre%end scneß dahin. Onkel, Tante, Emma, Marianne, Juliu+ _ Aße haben @e @e hinau+getragen über den öden Sandweg nac dem kleinen baumbewachsenen Friedhof, der eine halbe Stunde von Friesa% in #ißer

Einsamkeit liegt. Der Dank ihrer Mitbürger, deren Freunde und Wohlthäter @e so viele Jahre gewesen waren, hat @e begleitet.

Im Jahre 1884 bin ic zum le{ten Mal in Friesa% gewesen, um Abschied von Allem zu nehmen, wa+ mir so lieb gewesen war, auc von den Todten. Da i# mir'+ in den Sinn gekommen, für Euc, meine Lieben, ein Re#cen von der alten Friesa%er Herrlichkeit zu retten.



Anmerkungen des Herausgebers:

- 1 Der besagte **Rentier Bielefeld** kommt in der Revue „O diese Berliner“ von Julius Freund, Wilhelm Mannstaedt und Julius Einödshofer vor. Premiere: Berlin, Central-Theater 02.09.1894. 1901 hat Julius Freud diese Revue noch einmal bearbeitet (Musik Victor Hollaender): „Schön war’s doch. Grosse Berliner Ausstattungsposse“. Premiere: Berlin, Metropol-Theater 24.08.1901
Quelle: FU Berlin; Institut für Theaterwissenschaft; Theaterhistorische Sammlungen
- 2 **Beust, Friedrich Wilhelm**; 1860-1890 Oberpfarrer der evangelischen Kirche zu Friesack
- 3 **Loeser & Wolff** war eine deutsche Tabakwarenfabrik und -handlung in Berlin. Hergestellt, importiert und vertrieben wurden insbesondere Zigarren. Sie war zeitweise die größte Zigarrenfabrik Europas.

Der Vorlage für den Nachdruck war folgender Kommentar beige-fügt:

Der Verfasser der vorstehenden Erinnerungen ist Professor Dr. med. Georg Anton Salomon (1849-1916), praktischer Arzt und Privatdozent in Berlin. Die Darstellung bezieht sich auf die frühen und mittleren 1860 Jahre. Die handschriftlichen Notizen auf einigen Seiten sind von Richard Georg Salomon, dem ältesten Sohn des Verfassers.

Das nächste Blatt verzeichnet die im Text erwähnten Verwandten des Verfassers. Einige nachweisbare Unrichtigkeiten im Text und in den handschriftlichen Notizen sind in den beigegeführten Anmerkungen richtiggestellt.

*Great Neck, New York
September 1978*

George Salomon

Anmerkungen:

S.1. Zu der (handschriftlichen) Notiz „ Geschrieben im Sommer 1894“: Tatsächlich müssen die „Ferientage“ etwas später geschrieben oder wenigstens revidiert worden sein. Die Enthüllung des Burggrafendenkmals, die auf S.5 als kürzlich vergangenes Ereignis erwähnt ist, fand im Oktober 1894 statt.

S.6. „Volle 300 Jahre ansässig...schon so manchen Vorgänger ihres Namens“: Nach der Judenvertreibung 1573 wurden Juden erst 1671 wieder in die Mark Brandenburg zugelassen. Taube („Täubchen“) Salomon, geb. Hirsch, war eine Enkelin von David Abraham, der 1721 das Schutzjudenprivileg in Friesack erhalten und vielleicht schon vorher dort gewohnt hatte. Isaac Salomon war erst 1798 aus dem Mecklenburgischen nach Friesack gekommen.

Feste Familiennamen bekamen die Juden in Preussen erst bei ihrer Emanzipation 1812; bis dahin trugen sie Vor- und Vatersnamen oder Beinamen nach Wohnort oder Beruf, wie es die Christen bis zum 14. oder 15. Jahrhundert auch getan hatten.

S.9. „Ein einstöckiges... Haus“: mit einem Obergeschoss, nach heutiger Zählung also zweistöckig. Das Haus stand an der Marktstrasse, Westecke Dammstrasse.

S.16-17. „Von Jugend an geistesschwach“: Nicht was man heute geistesschwach oder schwachsinnig nennen würde. Schlaum war nicht nur in Religion und hebräischer Sprache geschult, sondern war auch, wie aus anderen Quellen hervorgeht, ein eifriger Zeitungsleser und hatte wäh-

rend der 1850er Jahre ein Synagogenamt inne. Er litt vielmehr an einer Gemütsstörung, die sich in Menschenscheu äusserte.

S.19-20. „Der Mauerschwamm...hat...später einen Neubau...nöthig gemacht.“ Nach Angabe eines andern Familienangehörigen war der Neubau vielmehr durch das Anwachsen des Ladenbetriebes nötig geworden. Das Haus, um 1869 erbaut, steht noch (Marktstr.35), wenn auch verändert; es dient zur Zeit als Zweigstelle der Kreissparkasse Nauen.

S.28. „Kaiserlich russischer Hofkapellmeister in St.Petersburg“: Bisher hat sich hierüber nichts feststellen lassen. Vielleicht handelt es sich um eine Verwechslung mit Adolf Kannegieser (1819-1896), Fagottist im Kaiserlichen Theater in St. Petersburg von 1846 bis 1882.

(Hugo Riemann, Musikalnij slowar, 1896, S.589)

(A.d.H. - In der Vorlage fand sich zu dieser Stelle noch folgende handschriftliche Notiz: „Er ist dieser Tage gefährlich erkrankt in ein Berliner Krankenhaus gebracht worden“.)

S.29. (letzter Absatz) Zu der Notiz: „Das ist vielleicht nicht richtig. Soviel ich weiß, findet sich der Name Salomon nur ein einziges Mal auf dem Kirchhof“ : Die hier genannten sind in der Tat alle dort begraben, ausserdem auch Isaac und Taube Salomon, Schlaum Salomon, Louis Cohn, und Goldine Salomon, die 1894 noch am Leben war. Die Gräber von Isaac und Taube sind trotz der langen Vernachlässigung und weitgehenden Zerstörung des jüdischen Friedhofes zur Zeit (1978) noch gut erhalten.



Das Haus der Familie Salomon um 1860.

Nebenstehende Abbildung zeigt das Familienbild, welches in „Ferienstage in Friesack“ auf den Seiten 13 und 14 beschrieben wird.

Auf der Rückseite des Bildes befindet sich folgende Beschreibung (Original in Englisch):

Taube Salomon und ihre Familie im Wohnzimmer ihres Hauses in Friesack in der Mark Brandenburg (jetzt ein Teil Ostdeutschlands), 1847 oder 1848. Unsigniert; wie verlautet von einem Maler Names Löwenthal. Der Rahmen ist aus den 1950ziger Jahren. Die Existenz zwei anderer Kopien ist bekannt.

An dem Tisch, in der Mitte: Taube, geb. Hirsch (1763?-1848), Witwe von Isaac Salomon (1763-1829). Sitzend neben Taube: ihr vierter Sohn, David (1809-1855), aus Berlin, und seine Frau, Henriette, geb. Leffmann (1823-1874). Am Ende des Tisches: Taubes dritter Sohn, Mendel (1803-1879), aus Friesack, und seine Frau, Frederike, geb. Dornblatt (1804-1883). Sitzend rechts im Vordergrund: Taubes ältester Sohn, Schlaum (1799-1871), aus Friesack, unverheiratet. Rechts in der Mitte mit pinken Kleid: Mendel's und Friederike's Tochter Marianne, später die Frau von Louis Cohn aus Friesack. Dahinter sitzend in blauen Kleid: ihre Tochter Emma (1834-1871), später die Frau des Hotelier Arndt, in der Nähe von Neustadt an der Dosse. Im Vordergrund: David's drei älteste Kinder- Lieschen (ca.1845-ca.1849), Emil (1844-1909) und Leopold (1846-1911). Links eintretend das Dienstmädchen Caroline. Das Haus wurde um 1860 abgerissen; manches was auf dem Bild von der Ausstattung gezeigt ist, wurde von der Familie in London und New York aufbewahrt.

Informationen erstellt von George Salomon, New York, 1977





Isaac Salomon (1763 - 1829)*

- * Die Geburtsdaten von Isaac Salomon und Taube Hirsch variieren je nach Quellenlage. Hier wurde sich an den Daten auf den Grabsteinen orientiert.



Taube Hirsch (1763 - 1848)*

**Aus den Forschungsergebnissen
von George Salomon
(1920 - 1981)**

Die Brüder Frank und Richard Salomon übersendeten dem Herausgeber neben den „Ferientagen in Friesack“ auch eine kurze Zusammenfassung des Materials, welches ihr Vater George Salomon bei seinem Tode 1981 hinterließ.

Die Übersetzung aus dem englischen Original übernahm freundlicher Weise Frau Uta Beckmann (Israel):

George Salomon sah seine Familienforschung als Geschenk an seine Familie und seine Forschungskollegen an. Sie war ein Versuch, Gutes aus dem Bösen zu erretten: Aus der Katastrophe des Holocaust und der Zerstörung deutsch-jüdischer Geschichte heraus suchte er ein neues Verständnis für die großen Geschichtslinien, durch die wir mit dem breiten Strom jüdischer Kontinuität verbunden sind, zu entwickeln. Er konnte sein Vorhaben nicht mehr beenden, doch er achtete sorgfältig darauf, eine Vielfalt an erklärendem Material für zukünftige Leser zu hinterlassen. Das Folgende kann nur Skizze einer Materialsammlung sein, die zu groß und zu detailreich ist, um vom Laien komplett verstanden und wertgeschätzt zu werden.

Jeder, der George Salomon kannte, kann in der Friesacker Materialsammlung das Abbild ihres Autors sehen. Wer durch die sechzehn dicken Ordner mit Originalmaterial und Notizen blättert, wird sich an die Freude erinnern, mit der er seiner Lieblingsbeschäftigung nachging: der Sammlung und Bearbeitung wissenschaftlicher Details. Er liebte es, genau zu sein, und besonders, jedes Stückchen wiederentdeckten Lebens, möge es tragisch oder glücklich gewesen sein, exakt zu benennen. Das übersichtlich angeordnete Material erinnert uns daran, dass er durch faktische Genauigkeit das Geschenk des Bewusstseins zu würdigen suchte.

In seinen Arbeitsnotizen sieht man Lieblingsthemen seines ganzen Lebens durchscheinen. Hand-gezeichnete Karten sowie architektonische Beobachtungen erinnern an seine Vorliebe für das urbane Leben und sein Bemühen, es zu interpretieren. Seine stark korrigierenden und polierenden Übersetzungen rufen uns seine Zuneigung zur englischen und deutschen Sprache wie

überhaupt zu jeglicher Art würdevoller Rede ins Gedächtnis. Wie im Täglichen so auch in den Archiven suchte er sowohl die spezifischen Details menschlichen Lebens zu beschreiben, die die niedergeschriebenen Daten lebendig werden lassen - Anekdoten der Vorfahren -, als auch die großen Linien historischer Fakten zu erfassen, die von ihnen ausgehen und sich verzweigend die Geschichte bzw. einen Familienstammbaum bilden. Das Gefühl der Verbundenheit mit Menschen, die über Kontinente und Jahrhunderte verstreut waren, belohnte ihn für höchst mühsame Detailarbeit. Obwohl der Forscher diskret hinter dem Erforschten zurücktritt, ist seine Arbeit ein Stück sehr persönlicher Kommunikation. Das war Georges Stil.

Schwierige historische Umstände sowie persönliche Krankheit brachen wiederholt in das Leben von George Salomon ein, und er fühlte die Nähe, wie er sagte, des Chaos sowie des Kosmos in seiner Lebensgeschichte. Aber er fühlte auch, dass unsere Fähigkeit, das Leben füreinander und miteinander zu leben, es glücklich werden und gelingen lässt, trotz allem. Sein Projekt über die Salomons in Friesack war charakteristisch für seinen Wunsch, sein Bestes für seine Lieben zu geben. Er wusste wie, und deshalb war er immer in der Lage, „das Leben zu wählen“. (Anspielung auf Deut 30:19: „... Ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, damit du das Leben erwählst und am Leben bleibst, du und deine Nachkommen...“ - Anm. d. Übers.)

George Salomon wuchs im Hamburg der Weimarer Republik auf, und die Salomons pflegten die Erinnerung an das preußische Landstädtchen Friesack als Ort ihrer Herkunft.

Niemand's Erinnerung reichte weiter zurück als bis zum Haus am Friesacker Marktplatz, wo, ungefähr einhundert Jahre zuvor, Georges Ur-Urgroßeltern Isaak Salomon und Taube Hirsch einen kleinen Kurzwarenladen betrieben und sechs Kinder großgezogen hatten. Georges Großvater Georg Anton, ein Familienarzt in Berlin, hatte 1894 seine Erinnerungen an die Ferienbesuche in der früheren Heimat Friesack festgehalten in dem Aufsatz „Ferientage in Friesack“. Dies Büchlein, mit seiner liebevollen Beschreibung eines Ortes, an dem Juden und Nichtjuden zusammen in ländlicher Eintracht lebten, war ein wertvoller Schatz für die Familie, die sich tief mit Deutschland verbunden fühlte.

Einige der Nachkommen der sechs Friesacker Kinder starben später in Auschwitz; andere, wie auch George, schlugen Wurzeln in weit entfernten Orten. In seinem Bemühen, das Schicksal eines Überlebenden zu verstehen, begann er in den letzten sechs Jahren seines Lebens, den Weg der Familie durch die Geschichte einer erneuten genauen Untersuchung zu unterziehen. Nachforschung in amerikanischen und europäischen Archiven brachte das Erinnerungsmaterial ans Licht, das Georg Anton aufbewahrt hatte, durch Wiederentdeckung der vor-Friesackschen Vorfahren von Taube und Isaak bis zurück ins 17. Jahrhundert, und durch Rückverfolgung der Linien, die dort begannen. Im Lichte dieser Forschungen scheint es nicht falsch zu sein, Friesack als einen neuen Anfangspunkt zu sehen. Es war schließlich der Ort, der die Assimilation der Familie in die deutsche Staatsbürgerschaft, Kultur und Wirtschaft prägte, und dies sogar so stark, dass diejenigen, die von Friesack nach Berlin umzogen, äußerlich

schon ihren nichtjüdischen Nachbarn ähnelten. Aber aus einem anderen Blickwinkel, der dem Memoirenschreiber von 1894 nicht so bekannt war, könnte man den Vorfahren zuschreiben, einen entscheidenden Teil von Friesack mitgeprägt zu haben. Es stellt sich heraus, dass die Geschichte von Taubes Vorfahren väterlicherseits schließlich die Geschichte der gesamten jüdischen Gemeinde in Friesack darstellt, eines kleinen, aber repräsentativen Kapitels in der Geschichte der Juden in Deutschland.

Für die Großstadt-Salomons der 1920er war das Jüdischsein der Friesacker Vorfahren wohl kaum das Wichtigste an ihnen. Über ein Jahrhundert war vergangen seit der Emanzipation aus antijüdischer Diskriminierung von rechts wegen, und seitdem, nach und nach, hatte man die deutschen Juden zu den freisten und am meisten assimilierten Juden der Welt zählen können. Für Leute wie die Salomons aus Hamburg schienen traditionelles Judentum wie auch traditioneller Antisemitismus Überbleibsel aus aus einer dunklen und irrationalen Geschichte zu sein, die bald im Lichte der Modernität verblassen würden. Die Familie erwartete, dass das Judentum ihr zukünftiges Wohlergehen genauso wenig beeinflussen würde wie es ihr gegenwärtiges Denken beeinflusste.

Als George zwanzig wurde, 1940, war alles anders. Der Antisemitismus war auf dem besten Wege, die gesamte deutsche Judenheit bis auf ein versprengtes Überbleibsel zu vernichten. Er war damals einer der Flüchtlings-Salomons, die versuchten, ihre Hamburgischen Ideale in einem neuen Land weiter zu

verfolgen. Als George vierzig wurde, kam er - zurückblickend auf den Wirbelwind der jüngsten Geschichte - zu dem Schluss, dass es das seinem Überleben angemessenste Ideal war, das jüdische Erbe wiederzuentdecken. Dies brachte ihn zu dem Entschluss, für das American Jewish Committee beruflich tätig zu werden wie auch nebenberuflich Familienforschung zu betreiben.

TAUBE HIRSCHS WURZELN IN PREUSSEN UND PRAG

Väterlicherseits hatte die Friesacker Matriarchin Taube Hirsch (1769-1848) eine lange Geschichte Friesacker Vorfahren aufzuweisen. Ihr Urgroßvater väterlicherseits Isaak Jakob (oder vielleicht schon dessen Eltern) war einer der ersten Juden gewesen, die sich in Friesack niederließen. Vielleicht waren sie unter den ausgewiesenen Wiener Juden, die nach Brandenburg-Preußen kamen, sobald es ihnen Friedrich Wilhelm 1671 erlaubte.

Isaak Jakob und seine Frau, deren Name nicht überliefert ist, zahlten die Zusatzsteuer für das „Privileg“ des Wohnrechts und zogen drei Kinder groß, von denen alle jüdischen Familien in Friesack zukünftig abstammen sollten. Sie alle handelten in Fellen, Häuten und anderen Waren, die den Juden erlaubt waren, und wohnten in Mietwohnungen. Zu ihrer Lebenszeit entstanden in Friesack eine kommunale Schule, eine kleine Synagoge und eine Hebräisch-Schule. Einer der Enkel Isaak Jakobs, Hirsch David (1739-c.1778), heiratete ein Mädchen aus Berlin namens

Chawa oder Eva. Das Paar hatte fünf Kinder, zwei von ihnen starben früh. Taube, das zweite Kind, sollte ein ganzes langes Leben lang in Friesack bleiben. Ihrem jüngeren Bruder Meier Hirsch war zwar größerer Ruhm, aber ein traurigeres Schicksal beschieden: Als Mathematiker und Lehrer erlangte er einen beachtlichen Ruf, jedoch starb er zurückgezogen und gebrochenen Herzens in Berlin, möglicherweise psychisch krank, daran verzweifeln, ein bestimmtes theoretisches Problem nicht lösen zu können.

Taubes Eltern besaßen ein Haus, verloren es aber aufgrund eines diskriminierenden Gesetzes, das jüdischen Hauseigentümern vorschrieb, nach Ablauf einer bestimmten Frist oder nach Tod des Eigentümers ihr Haus einem Christen zum Verkauf oder zur Miete anzubieten. Hirsch starb etwa zur gleichen Zeit. Taube war zu dieser Zeit neun Jahre alt; als sie zwölf war, heiratete Chawa erneut, blieb aber in Friesack bis zu ihrem Tod im Jahre 1792.

Auf Chawa mag der Umzug nach Friesack wie ein Schritt zurück gewirkt haben. Ihr Großvater mütterlicherseits David Hirsch (auch genannt Präger; jüdische Nachnamen waren damals noch nicht gesetzlich geregelt) war ein wohlhabender Industrieunternehmer und Erfinder, der seiner Familie großstädtischen Komfort bieten konnte. Er wurde um 1670 in Prag geboren und heiratete eine Frau namens Esther, sechzehn Jahre jünger als er, die Tochter eines Lehrers in der großen Prager jüdischen Gemeinde.

Die Vorfahren mütterlicherseits der jungen Braut von

David Hirsch sind die ältesten bekannten Vorfahren der Salomons. Der Vater ihrer Mutter, Zvi Hirsch Dvorel (?-1689), diente als Dayan, Mitglied eines Rabbinatsgerichts, in Prag. Zvi Hirsch Dvorels Vater war Jakob Horowitz, Levit und Rabbiner, der im 17. Jahrhundert im Gebiet des heutigen Tschechien oder der Slowakei lebte. Er ist die älteste Verbindung der Salomons mit der Vergangenheit; weitere Forschungsarbeit noch ausstehend.

David und Esther emigrierten nach Potsdam in Preußen, wo er 1730 eine Samtwebfabrik gründete, die mit königlichem Wohlwollen ein Monopol in ganz Preußen erhielt sowie die Lizenz, Meisterweber aus dem Ausland hereinzubringen. Die ausländischen Experten stellten sich jedoch als unzuverlässig heraus, und David Hirsch hatte den politisch klugen Einfall, junge Leute aus dem Potsdamer Waisenhaus anzustellen. Mit sicherem Rückhalt der Krone war er bald in der Lage, eine zweite Fabrik in Berlin zu eröffnen, in der er Schweizer Techniker für die Seidenproduktion einstellte. Seine dritte Fabrik stellte Plüsch her. Als David Hirsch 1740 starb, übernahm sein Sohn ein Unternehmen von 144 Webstühlen, geschützt durch Zollgrenzen und das offizielle Monopol. Es sollte für fast ein weiteres halbes Jahrhundert in Familienhand bleiben. Chawa mag durch ihre Mutter Rachel (gest. 1774) partielle Erbin dieses Reichums gewesen sein. Es ist nicht bekannt, ob Chawa die Hochzeit ihrer Tochter Taube mit Isaak Salomon 1798 noch erlebte.

ISAAK SALOMON
UND SEIN FRIESACKER HAUSHALT

Taubes Bräutigam Isaak Salomon war nicht ursprünglich aus Friesack. Er kam aus dem nicht weit entfernten Dorf Schönberg, einer winzigen Siedlung unter Mecklenburgischer Kontrolle, eingeschlossen in preußisches Gebiet, um Taube zu heiraten und den Grundstein zu legen für das, was später das Kurzwarengeschäft der Familie werden sollte. Seine Familiengeschichte ist unbekannt, wahrscheinlich weil die Mitglieder seiner Familie in Schönberg als illegale – und daher nicht dokumentierte – Fremde lebten.

Es war zu dieser Zeit nicht ungewöhnlich, dass ländliche Grundbesitzer sich mit Juden zusammentaten und das Gesetz gegen die Ansiedlung von Juden außerhalb designierter Gebiete brachen, weil die Juden bereit waren, für die Chance, Geschäfte auf Landsitzen zu machen, zu bezahlen. In Schönberg war die Versuchung besonders groß, denn die Inselsituation des Dorfes machte es zu einem idealen Schmuggelplatz. Nur wenig ist bekannt über das vor-Friesacksche Leben von Isaak, jedoch scheint er von der ordinären Art der Wirtschaftsleute des Inseldorfes nicht völlig unberührt gewesen zu sein. Gerichtsurkunden teilen mit, dass Isaak am zweiten Tag des Laubhüttenfestes 1793 eine Meinungsverschiedenheit mit einem gewissen Samuel Marcus darüber hatte, wer die Thoralesung in der Synagoge abhalten sollte, und dass es dabei zu Raufereien und Geschrei kam. Marcus brachte vor, dass nach Ende des Gottesdienstes Isaak und sein Bruder Moses mit Brecheisen an seine Tür schlugen und seine Frau beleidigten. Isaak dagegen

stellte es so dar, dass Samuel Marcus die gewalttätige Partei war. Ein Zivilrichter, offenbar von keiner Seite recht überzeugt, ordnete eine außergerichtliche Einigung an. Moses hatte noch mehrere Konflikte mit dem Gesetz, unter anderem zwei, bei denen es um Diebstahl ging. Später, 1810-1811, trat er erneut in Erscheinung bei einer Ermittlung gegen Schmuggel im großen Maßstab durch jüdische Händler in Zusammenarbeit mit einem nichtjüdischen Gastwirt, der „ein ganzes Warenhaus“ an Glas, Tabak, Salz und Kurzwaren lagerte. Moses lebte weiter im Inseldorf und wurde 76 Jahre alt.

Es scheint, dass sich Isaak mit Taube in die gesetzte Ehrbarkeit eines kleinstädtischen Bourgeois niederließ. Friesack hatte damals nur 226 Häuser und unter 2,000 Einwohner. Isaaks Laden war deshalb notwendig ein kleines Geschäft, aber er verdiente sich eine Kuh, einen Garten und ein Haus, das gleichzeitig als Laden diente. Dort verkaufte Taube geduldig Kleidungsartikel an Bauern und erzog sechs Kinder: Schlaume (1799-1871), Hirsch (1801-1883), Mendel (1803-1879), Eva (1806-?), David (1809-1855) und Henriette (1813-?). Mendel und Schlaume blieben in Friesack, und später übernahm Mendel das Geschäft. Jedoch die Emanzipation, die die Juden 1812 von allen Gesetzen befreite, die ihre Wohnortwahl einschränkten, zog viele Juden in die aufkeimenden preußischen Städte. Kulturell waren sie auf diesen Umzug gut vorbereitet. Isaak schrieb Hochdeutsch fließend, obwohl der Name seines ersten Sohnes vermuten läßt, dass er zuhause Westjiddisch sprach. Eva heiratete nach Berlin, und Henriette ließ sich in Potsdam nieder. Sowohl Hirsch als auch David zogen nach Berlin, wo sie mit einer gemeinsamen

Textilfirma Erfolg hatten. Isaak lebte bis 1829 und wurde auf Friesacks kleinem jüdischen Friedhof begraben. Taube lebte bis 1848.

Verwitwet wurde Taube zu der rundlichen Matriarchin, die in der Mitte eines Gruppenbildes erscheint, das in ihrem letzten Lebensjahr gemalt wurde. (Das Bild existiert in drei Exemplaren, wovon dasjenige im Besitz der Familie Aigner in London vermutlich das Original ist.) Sie wird bei Kaffee und Kuchen in provinziellem Luxus gezeigt, zusammen mit Schlaume, Mendels Familie und Davids Familie, die aus Berlin zu Besuch sind. Unter den vielen Gemälden an der Flurwand befindet sich vielleicht auch Isaaks Porträt. An der Ostwand hängt ein besonders interessantes Stück: Eine „Wandtafel, die in verzierter und variationsreicher Schrift die Schöpfungsgeschichte wiedergibt“ (Georg Antons Beschreibung), fast sicher ein Mizrach, obwohl Georg Anton ihn nicht als solchen erkannte. (Es gibt ihn bis heute.) Ein Mizrach ist eine kalligraphische Tafel, die die Himmelsrichtung für das Amida-Gebet angibt, also in Richtung Jerusalem zeigt. Weil er auf Deutsch statt auf Hebräisch geschrieben ist, und weil der Genesisauszug untypisch für diesen Zweck ist, war dieser Mizrach vielleicht ein eher ungewöhnliches Exemplar. Jedoch bringt er sehr passend die jüdischen Gefühle der Friesacker Salomons zum Ausdruck, sowohl in ihrer Affinität zu Deutschland als auch in der Auswahl eines jüdischen Textes, der auch Nichtjuden anspricht.

Die gleiche nach außen gerichtete reform-jüdische Haltung zeigt sich auch in den philanthropischen Aktivitäten der Familie Salomon. Taube und Mendel verwalteten die Friesacker Synagoge praktisch in allen Belangen – sie stellte

den Kantor ein, der gleichzeitig als koscherer Schlachter diente, und 1843 stellte sie das Gebäude als Spende zur Verfügung; trotzdem gründeten ihre Kinder nach ihrem Tod zu ihrem Angedenken eine Stiftung zur Hilfe der Armen in Friesack, unabhängig von deren Konfession. (Sie wurde bis 1922 aufrechterhalten; dann vernichtete offenbar die galoppierende Inflation ihr Grundkapital.) Als Taube starb, sprach unter anderem der christliche Pfarrer zu ihrer Beisetzung.

FRIESACKER SALOMONS UND BERLINER SALOMONS

Hirsch, Eva, David und Henriette sowie einige von Mendels Kindern waren bald in Berlin verwurzelt, während Mendel und der kinderlose Schlaume zuhause blieben. Hirsch und David blieben in engem Kontakt mit Friesack, das ja nur eine kurze Zugfahrt entfernt war, und schickten ihre Kinder in den Ferien dorthin. So wird uns das damalige Leben in Friesack hauptsächlich aus der Sicht der Berliner, die dort Ferien machten, übermittelt. Die Personen, die dabei am deutlichsten durch Beschreibungen hervortreten, sind Schlaume, Mendel und Mendels Frau Friederike Dornblatt (1804-1833).

Das Haus, das sie besuchten, war ein schöneres, 1856 generalüberholt und versehen mit einem großen, nett anzuschauenden, goldbeschrifteten Schild „M. SALOMON“ über dem Laden, der nun Mendel gehörte. (Es gibt ein Foto aus den 1860er Jahren, in dem Mendel, Friederike, Schlaume und andere als kleine Figuren in Fenstern und Türen auftauchen.) An Markttagen wurde jede Hand gebraucht für die „Kundenflut“,

die durch Bauern, Viehhändler und Soldaten aus der nahegelegenen Garnison hereinkam. Andere Tage jedoch erschienen den Berlinern ruhig und erholsam, besonders wenn sie mit Musik, eindrücklichen Mahlzeiten und ruhig unter den Linden des Marktplatzes gerauchten Pfeifen langsam zu Ende gingen.

Georg Anton beschrieb seinen Onkel Mendel als „einen großen Mann von kräftiger Statur, aber etwas gebeugter Haltung. Sein Kopf ist mit drahtigem, eisengrauen Haar bedeckt, sein bartloses Gesicht braungebrannt und voller Falten. Unter buschigen Augenbrauen schaut ein Paar aufgeweckter, dunkler Augen hervor; halb streng, halb gutmütig; man sieht auf den ersten Blick, dass Onkel Mendel ein Spötter und Skeptiker ist, der sich von nichts beeindrucken läßt, am wenigsten von Geld und Luxus.“ Mendel stand in enger Verbindung mit ganz Friesack. Ihn verband eine langjährige Freundschaft mit den Grafen von Bredow, die ein nicht besonders imposantes Schloß nebenan besaßen. Für ihn war der Höhepunkt des Jahres, als Kommandant der Friesacker Schützengilde vorzustehen, eines pseudomilitärischen Vereins in grünen Uniformen: „trotz der vorherrschenden Beileibtheit war ihr Marschschritt präzise und ihr Bewegen flink“. Mendels Frau, „Tante Rieke“, kleidete sich konservativ elegant in schwarze Seide mit weißer Spitze. Sie war bekannt für ihre diplomatische Art, mit der sie Mendels gelegentlich rauhen Umgang mit Kunden wieder ausglich.

So wie Mendel die nach außen gerichtete Seite des Familienlebens ausdrückte, so repräsentierte sein unverheirateter Bruder Schlaume die traditionalistische Seite.

Laut Georg Anton hatte Schlaume überhaupt kein Interesse für Mode:

„...beim Rasieren machte er es wie ein Bauer; er sah auch aus wie ein alter Bauer. Groß und stark wie sein Bruder Mendel, aber noch krummer, sein kräftiger Kahlkopf umkränzt von spärlichem, langem silbergrauen Haar, eine breitrempige Mütze in den Nacken geschoben, ein langer Mantel aus dickem, rauhen Stoff, eine am Hals geschlossene, mit Schnupftabak besudelte Weste, die Füße in groben Stiefeln aus Kuhleder, und einen großen Gärtnerkorb im Arm...“

Der Garten und die Religion waren Schlaumes Leidenschaften. Außer dem Studium der Schriften war seine einzige Beschäftigung das Anbauen von Gemüse, Himbeeren und Johannisbeeren, welche er nur widerwillig an die Küche abgab. Wohl einzig auf Schlaumes Wunsch hin hielt Tante Rieke die Küche koscher. Der junge Georg Anton bemerkt mit Mißfallen, dass sie Rinderfett statt Butter serviert, wenn Fleisch auf den Tisch kommt, und dass sie Fleisch nur annimmt, wenn die Gemeinde eine koschere Schlachtung arrangiert hatte. Die koschere Küche war wichtig, denn Schlaume war der, der in der Familie beim Essen am kräftigsten zulangte.

„Freitag abend sprach er immer den Segen über das Shabbatbrot. Wir standen schüchtern und staunten, wenn er das Brot mit dem samtenen Tuch bedeckte und mit flüsternder Stimme und sich sanft bewegenden Lippen die Gebete darüber sprach. Aber schon einen Moment später

wurde unsere Stimmung weniger ernst, sogar ziemlich lustig, wenn er das Messer nahm und genau die Hälfte des Brotlaibes für sich selbst abschnitt.“

Die Familie sprach von Schlaume als „geistig schwach“ und behandelte ihn bis zum Ende seines langen Lebens als Invaliden. Vielleicht blieb er ein unverstandener Mensch. Im Alter war er Vertreter einer Tradition, die in Friesack schon ihren Halt zu verlieren begann, da die Salomons wie auch andere jüdische Familien zahlenmäßig immer weniger wurden. Vielleicht beunruhigte ihn diese Tatsache. Nach seinem Tod in den 1870er Jahren waren Mendels Sohn Julius und seine Frau Goldine unter den wenigen Juden, die noch blieben. Goldine war wahrscheinlich die letzte Salomon, die in Friesack lebte. Bereits 1890 konnte die Gemeinde schon keinen Minyan, die geforderte Mindestzahl für das Gebet von 10 jüdischen Männern, mehr aufbringen, und bewarb sich um Konsolidierung mit einer anderen in Rathenow. 1892 gab es nur noch einen jüdischen Jungen, 1894 war Goldine bereits weggegangen, und um 1899 oder 1900 hatten die Berliner Salomons das Friesacker Haus verkauft. Die Familie hatte 230 Jahre in Friesack gelebt. Tiefe Wurzeln waren gebrochen, doch trotz aller Nostalgie schien der Exodus aus Friesack den Salomons dieser Zeit wahrscheinlich eher ein glückliches Ende zu sein, denn er führte kurzfristig zu materiellem Komfort, Erfolg und einem Kosmopolitismus, den Taube und Isaak sich nur schwer hätten vorstellen können.

EIN EPILOG

1978 reiste George Salomon nach Friesack, nun in Ostdeutschland (DDR) gelegen. Das Haus der Salomons stand noch, aber beherbergte jetzt die Filiale einer lokalen Bank. Das Gebäude, das Taube als Synagoge gestiftet hatte, stand bis 1975, als es wegen des starken Verfalls abgerissen wurde. Der Ort, wo es gestanden hatte, wurde immer noch der „Judentempel“ und die zugehörige Straße im Volksmund „Judengang“ genannt. Einige wenige Alteingesessene erinnerten sich an den Namen Salomon und konnten ihn mit dem früheren Kurzwarenladen in Verbindung bringen. Zuerst schien es nicht sehr wahrscheinlich, die Grabsteine der Salomons irgendwo aufzufinden, denn die Nazis hatten praktisch alle jüdischen Friedhöfe zerstört, und die, die noch übrig waren, ließ die DDR im allgemeinen verfallen. Trotzdem schien es ihm am 16. Juli einen Versuch wert. Drei Tage später schrieb George an seine Frau Mathilde:

„Es nieselte und die Atmosphäre war irgendwie elegisch, als ich mich auf einer Landstraße auf den Weg machte, um circa eine Meile von der Stadt entfernt den Platz zu finden, an dem früher der jüdische Friedhof war, mit all den Gräbern, von denen ich so viele Fotos habe. An der Straße stehen lauter Bauernhäuser... und natürlich sah ich nichts, aber es war ja von Anfang an nicht mehr als ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen. Ich war schon ziemlich weit draußen und beschloss gerade umzukehren, als mich eine Frau in einem Garten neugierig anschaute, und ich fragte sie, ob sie irgend etwas über einen alten Friedhof hier in der Nähe wüßte. Zu meinem übergroßen

Erstaunen sagte sie ja, das waren fast alles Juden, und es sei auf dem Bauernhof nebenan. Dort war der Bauer zuhause und führte mich zu einer kleinen Anhöhe, die so völlig überwuchert war, dass ich zuerst gar keinen Weg hinauf fand. Nachdem ich eine Weile herumgestromert war, kam der Bauer zurück und zeigte mir einen Teil, an dem ich noch nicht gewesen war. Dort, versteckt, jedoch in einwandfreiem Zustand, waren die zwei ältesten Grabsteine: die von Isaak (1829) und seiner Frau Taube (1848).

Ich fühlte mich wie zuhause, obschon so weit weg von zuhause. Ich küsste die beiden Steine, weinte fast und sagte laut „Shma Israel Adonai elohenu...“ („Höre Israel, der Herr ist unser G-tt...“ - Beginn des Shma Israel, des wichtigsten jüdischen Gottesbekenntnisses – Anm. d. Übers.). Ich kannte das Kaddish (Gebet für die Verstorbenen) nicht auswendig, aber wollte den beiden Alten doch mitteilen, dass wir immer noch da sind. Als ich mich etwas beruhigt hatte, erzählte ich alles dem Bauern und bedankte mich bei ihm. Dann inspizierte ich vorsichtig den deutschen Text auf den Steinen, die flach auf dem Boden lagen, unter Laub und Zweigen, Moos und Erde: Onkel Schlaume mit der deutschen Seite nach oben, und zwei weitere... auf Hebräisch. Dann ging ich zurück in die Stadt.“

Der Friedhof

Der Friedhof, den George Salomon 1978 in so traurigem Zustand antraf, wurde in den 1980er Jahren restauriert. In „**Der Gute Ort - jüdische Friedhöfe im Land Brandenburg**“ von Wolfgang Weißleder aus dem Jahre 2002 finden sich dazu folgende Zeilen:

„..... Bei der „Siebenbrüdereiche“, an der Kleßener Straße in Richtung Rhinow, liegt auf einer leicht erhöhten Fläche der jüdische Friedhof Friesack. Die Daten auf den etwa 20 alten Grabsteinen reichen vom Sterbejahr 1829 bis 1925. Die Unterhaltung des Friedhofes von Rathenow aus erfolgte sporadisch. Der angrenzende Bauernhof und

die spätere LPG Tierproduktion und deren Nachfolger fühlten sich nicht verantwortlich. Vereinzelt gab es private Pflege wie um Beispiel durch Herrn Rudolf Freier. Auf Anregung des Lehrers Peter Napiray gelang es Herrn Julius Bauer, seinerzeit Vorsitzender des Friesacker Kulturbundclubs, mit Unterstützung der Bezirkstagsabgeordneten und Schriftstellerin Gisela Heller, das wertvolle historische Erbe vor den weiteren Verfall zu bewahren.

Das ab 1986 von einer Gärtnerei kunstvoll inszenierte Erscheinungsbild ist im Ergebnis eines gutgemeinten Restaurationsversuches entstanden. Mit Hilfe sowjetischer Soldaten und deren Technik wurden Grabsteine aufgerichtet und Gestrüpp entfernt. Die baufällige Mauer wurde damals durch einen hölzernen Jägerzaun ersetzt, der inzwischen selbst erneuert werden musste. Dieser Zaun steht nicht genau auf der Flurstücksgrenze, denn Reste der Begrenzungsmauer liegen davor. Der alte Baumbestand musste einer Bepflanzung mit kriechendem und Säulenwachholder weichen, der als immergrüner Teppich ausgebreitet den Pflegeaufwand reduziert. Die Grabhügel wurden eingeebnet. Alle heute sichtbaren Grabsteine wurden weder am ursprünglichen Standort aufgestellt, noch, wie von alters her üblich, in südöstlicher Richtung gen Jerusalem ausgerichtet. Das authentische Bild des Ortes fiel einer künstlich symmetrischen Anordnung zum Opfer. Unwiederbringlicher Verlust ist durch den Abtransport von zerborstenen Grabsteinfragmenten entstanden. Deren unkundige Entsorgung hat wertvolle genealogische Informationen vernichtet.“

Ergänzende Angaben zum Friedhof finden sich u.a. in **Stein und Name, Die Jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland** von Peter von der Osten-Sacken. Hier wird u.a. zitiert:

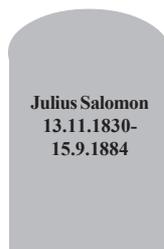
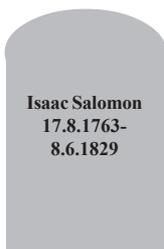
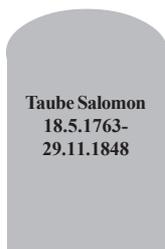
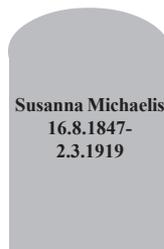
Die ihn früher umgebende Mauer wurde durch einen Zaun ersetzt, die Anlage wurde verkleinert (jetzt etwa 16 x 16m), die Bäume auf dem Gelände wurden entfernt und die Hügel eingeebnet. Das Gelände wurde mit Taxusbäumchen bepflanzt. 14 Grabsteine, zweisprachig beschrieben und noch gut lesbar, wurden wieder aufgestellt. Drei Grabsteine aus Sandstein, die nicht mehr zu entziffern sind, liegen auf dem Rasen. Das Gelände wird von der evangelischen Gemeinde gepflegt. (H., 19.9.1988)...

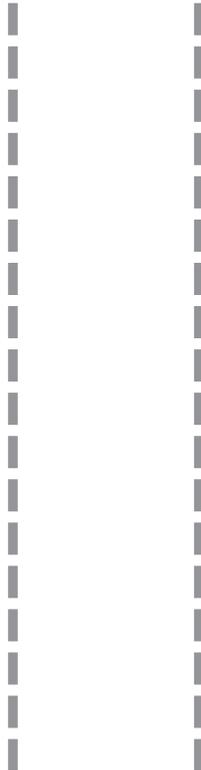
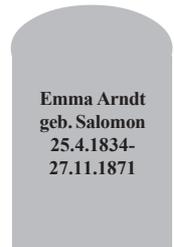
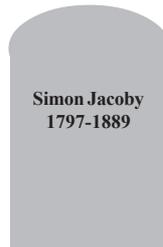
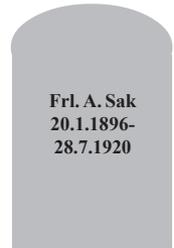
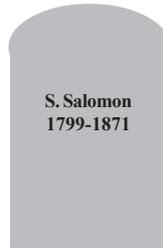
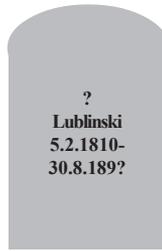
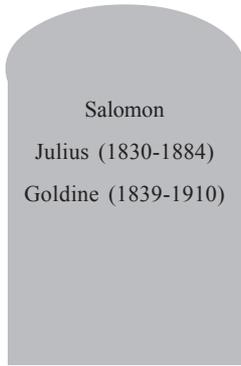
...Der jüdische Friedhof ist in Ordnung, der Zaun gestrichen und an den Ecken stehen alte Eichen. Ein Stein trägt die gut lesbare Inschrift: „SALOMON, geachtet und geehrt von allen, die ihn kannten“. (H.F. 23.10.1988)...

... Der Stein der Jungfrau Jente, Tochter des Herrn Abraham liegt jedoch so, daß seine deutsche Seite nicht zu lesen ist; auch findet sich der Stein ihrer Schwester, des Kindes Vogel Franzinska, Tochter des Herrn Abraham...(M.B., Juni 1991)

Interessant ist auch ein Artikel aus der **Nr.2 des „Lieb Heimatland“**, der **„Beilage zum Beobachter für die Ländchen Friesack und Rhinow“** aus dem Jahre 1935. Der stark antisemitische Text von F. Meinert **„Juden in Friesack und in der Kurmark“** bleibt im

Schematischer Plan des jüdischen Friedhofs in Friesack





** vermutlich Mendel Salomon*

Details:

Taube Salomon
18.5.1763-29.11.1848

Der geliebten Mutter
Die dankbaren Kinder

Leicht sei Ihr die Erde

Isaac Salomon
17.8.1763-8.6.1829

Dem geliebten Vater
Die liebenden Kinder

Friede seiner Asche

Hier ruht in Gott
tief betrauert von den
Seinen

S. Salomon
geb. in Friesack 6.11.1799
gest. in Berlin 19.1.1871

Friede seiner Asche

Hier ruht in Gott

Emma Arndt
geb. Salomon

geb. in Friesack
25. April 1834
gest. in Neustadt a.D.
27. Nov. 1871

Friede ihrer Asche

Julius Salomon
geb. zu Friesack
d. 13. Nov. 1830
gest. d. 15. Sept. 1884

Goldine Salomon
geb. Ries
geb. zu Gardelegen
d. 28. Oct. 1839
gest. zu Interlaken
d. 11. Aug. 1910

Hier ruht
unsere geliebte Tochter

Franziska Löwenthal
15.4.1848- 16.9.1855

Schlummere sanft
Du früh gebrochene Rose
Schlummere sanft
Du engelsreines Herz
Wohl Dir
unter freundlich grünem Moose
Schläfst Du ruhig
uns bleibt nur der Schmerz

lokalen Bezug relativ sachlich und geht auch auf den Friedhof ein:

„...In Friesack haben denn ja auch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Juden eine ziemliche Rolle gespielt. Dadurch, daß sich hier eine Synagoge, ein Tempel im „Judengang“ befand, daß hier der Rabbiner Oelsner wohnte, war unsere Stadt das Zentrum für die Religionsübung der Umgebung.

Die gesellschaftliche Stellung der Juden hatte sich um diese Zeit sehr gehoben. Hatte Friedrich Wilhelm I „sogar“ der Itzigschen Familie in Berlin das Bürgerrecht verliehen, so wurde unter seinen Nachfolgern schon mehreren Familien das Recht zuteil, obwohl sie von Lehr- und Gemeindeämtern ganz ausgeschlossen blieben.

So waren auch die hiesigen Judenfamilien, die Salomon, Cohn, Löwenthal recht angesehen. Der Judenfriedhof, der draußen vor der Stadt immer mehr verwahrlost, erinnert an diese Zeit. Man sollte auch dies einst so malerische Stückchen Heimat wieder mit ragenden Wachholder bepflanzen, damit es als Denkmal einer vergangenen Kulturepoche in seinem etwas fremdartigen, orientalischem Charakter wieder hergestellt wird und erhalten bleibt. Der Friedhof hat auch seinen Seltenheitswert. Weit und breit findet sich nichts Aehnliches...“

Durch den Friesacker Kurt Fabel ist bekannt, dass um 1933 hier das letzte Begräbnis eines Juden, und zwar für den ca. 74 jährigen Salli Lewinsohn, stattfand. Nach der Erinnerung von Herrn Fabel



*Der Friedhof (mit noch erhaltener Umfassungsmauer) im Jahr 1938
und aus gleicher Perspektive im Jahr 2006 Fotos: LBI und Leist*





Fotos von nicht mehr erhaltenen Grabsteinen. Fredericke Salomon, geb. Dornblatt; Mendel Salomon; Marianne Cohn, geb. Salomon.

Fotos: LBI New York

Ansicht des Friedhofs kurz nach seiner Neugestaltung

Foto: Wolfgang Gregor



war die Beerdigung kurz vor oder nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Vermutlich wurde für Sally Lewinsohn kein Grabstein gesetzt, da es wohl keine Verwandten mehr gab und sich auch die jüdische Gemeinde aus Rathenow auf Grund der einsetzenden Verfolgung nicht mehr darum kümmern konnte.

Der Tempel

Als 1671 der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm 50 (wohlhabenden) jüdischen Familien, welche aus Wien vertrieben worden waren, die Einreise in die Mark Brandenburg erlaubte, geschah dies wohl eher aus wirtschaftlichen Erwägungen und weniger aus einem (später oft unterstellten) religiösen Toleranzgedanken.

Neben vielen Einschränkungen und Belastungen, die die Juden in ihrer neuen Heimat akzeptieren mussten, gehörte zunächst auch das Verbot der Errichtung von Synagogen. Erst 1714 entstand in der Heidereutergasse in Berlin die erste Synagoge in der Mark.

Für die Friesacker Juden sollte es noch wesentlich länger dauern, bis sie zu einem eigenen Religionsgebäude kommen sollten. Zunächst wurde der Gottesdienst in den privaten Wohnungen abgehalten, aber auch dazu bedurfte es einer Genehmigung (siehe

Abschnitt: Quellenlage zur jüdischen Geschichte von Friesack - 1754)

Erst im Jahr 1822 ergeht ein „*Gesuch der Judengemeinde zu Friesack um Erlaubnis zu Erbauung eines Tempels*“, welches aber scheiterte. Durch die Behörden wurde der beabsichtigte Bauplatz, da „*nur einige Fuß von dem Trockenhaus des Hofgerber Hirsch entfernt*“ als ungeeignet eingestuft. Vielmehr sollte das geplante Bethaus „*24 Fuß von andre Gebäude entfernt...*“ bleiben. So kam es erst 1838 zum Bau eines Bethauses als „*einfacher Holz- und Fachwerkbau*“ auf einem Hinterhof in der später als „Juden-gang“ bezeichneten Verbindungsstraße vom Markt zur Poststraße.¹

Dabei spielte die Familie Salomon wohl die führende Rolle. In den Forschungsberichten von Georg Salomon führt dieser u.a. aus: „*Taube und Mendel verwalten die Friesacker Synagoge praktisch in allen Belangen - sie stellte den Kantor ein, der gleichzeitig als koscherer Schlachter diente und 1843 stellte sie das Gebäude als Spende zur Verfügung...*“

Als eine Quelle für diese Angaben kommt die **Enquête des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts und Medizinal-Angelegenheiten über die Kultus-, Schul- und Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden in den preußischen Provinzen 1843-1845** in Betracht:

Friesack

3. *Vor 5 Jahren erbauten 3 Judenfamilien ein eigenes Bet-*

haus, was sie ihren übrigen Glaubensgenossen gegen einen Beitrag zu den Unterhaltungskosten zur Mitbenutzung überlassen haben. Zur Zeit gehört das Bethaus der Wittwe Salomon, welche es der Gemeinde zum Eigenthum geschenkt hat und wozu die Allerhöchste Genehmigung unterm 16t. October 1843 ertheilt worden ist. Diese Judengemeinde besteht aus 9 zu Friesack und einer zu Rhinow wohnenden Familie.

- 5. Ueber die Mitgliedschaft sind bis jetzt noch keine Bedingungen reguliert. Die Mitbenutzung des Bethauses ward bisher jedem Neuanziehenden von der Besitzerin derselben, als eine Sache, die sich unter Glaubensgenossen von selbst versteht, freigestellt, nur ist von jedem Familienhaupt ein gleichmäßiger Beitrag zu den Unterhaltungs-Reinigungs- und Erleuchtungs-Kosten des Lokales gezahlt worden.*
- 6. Der Sohn der bisherigen Besitzerin des Bethauses, Kaufmann Salomon, wird als Gemeinde-Vorsteher betrachtet, indem er die geringfügigen Kosten-Beiträge /:ad 5 :/ einzieht und die äußerlichen Einrichtungen des Lokals ausführt.*
- 7. Ein Rabbiner ist nicht vorhanden.*
- 8. Ein Ober-Rabbiner ist nicht vorhanden.*
- 9. Die Gemeinde hat einen Schächter und Vorsänger, der von der Wittwe Salomon als ältesten Mitglied der Gemeinde, angenommen wird und in dem Verhältniß eines Haus-Officianten steht. Derselbe hat Wohnung im Bethause und Besoldung und Kost der Reihe nach bei den Gemeinde*

Mitgliedern.

- 10. Außer der Synagoge hat die Gemeinde weder Vermögen, noch besondere Fonds oder Stiftungen für Kranke, Armenpflege und Beerdigungen pp.*
- 11. erledigt durch 6.*
- 12. Ein Strafrecht übt die Gemeinde nicht aus, der Bann wird nicht gehandhabt. Streitigkeiten und Spaltungen sind noch nicht vorgekommen.*
- 13. Beim Gottesdienste bedienen sich die Juden der hebräischen Sprache. Predigten werden nicht gehalten. Die Aufnahme der Kinder in die Gemeinde erfolgt nach vorgängigen Unterricht in den Glaubenslehren durch öffentliche Ablegung des Glaubensbekenntnisses im Betlokale, worauf die Einsegnung in den Formen der christlichen Kirche erfolgt.- Eine besondere Amtstracht hat der Cultusbeamte nicht.²*

Aus diesem Bericht kann geschlossen werden, dass es sich in Friesack nicht tatsächlich um eine „Synagoge“ (Vorhandensein eines Ewigen Lichtes - Ner Tamid) sondern um einen „Betsaal“ gehandelt hat, wobei dieser Unterschied für die religiöse Nutzung unerheblich ist.

Der in Punkt 3 der Enquête beschriebene Vorgang der Schenkung des Bethauses durch die Witwe Salomon an die jüdische Gemeinschaft stellte sich damals als ein ziemlicher Kraftakt dar, denn zunächst verweigerte das Stadtgericht von Friesack die Niederschreibung der Schenkungsurkunde und die Berichtigung des

Hypothekenbuches.

Damit hatte Taube Salomon vermutlich nicht gerechnet, als sie vorausschauend beschloss, die Anteile der zwei übrigen Eigentümer zu erwerben und das Objekt als Gesamtheit der jüdischen Gemeinde zu übereignen. Sie wollte damit verhindern, dass durch endlose Erbteilungen die dauerhafte Nutzung des Gebäudes gefährdet würde.

Für die Behörden stellte sich die Angelegenheit aber so dar, dass durch die beabsichtigte Schenkung des Gebäudes, welches eben noch der Privatbesitz einzelner jüdischer Personen war, an die „Judenschaft“ von Friesack nunmehr das Faktum einer „Neuanlage“ einer jüdischen Synagoge aufkam - und nach wie vor war dies ein Akt, der der königlichen Genehmigung bedurfte.

Wie auch immer, Witwe Salomon kam nicht umhin, sich an die königliche Regierung zu wenden und dazu beim Bürgermeister Frenz folgendes zu Protokoll zu geben:

Verhandelt

Friesack den 11ten May 1843

Es erscheint die Frau Wittwe Salomon, Taube geb. Hirsch, 78 Jahre alt, jüdischen Glaubens, und trägt vor:

Bis vor etlichen Jahren bestand die jüdische Gemeinde hierselbst aus 3 Familien, die zu ihrem gottesdienstlichen Andachtsübungen Privatlocale benutzten.

Zur Zeit zählt diese Gemeinde 9 Familien mit 36 Seelen und dieser Anwuchs hat es nöthig gemacht, daß ein eigenes

Bethaus erbaut werden musste. Die Baustelle dazu ist von einer Bürgerstelle hierselbst abgezweigt, und ... dasselbige Hypotheken-Operation geworden.

Dabei ist das Grundstück auf die Namen der hier früher bestandenen 3 Juden-Familien nemlich

auf mich

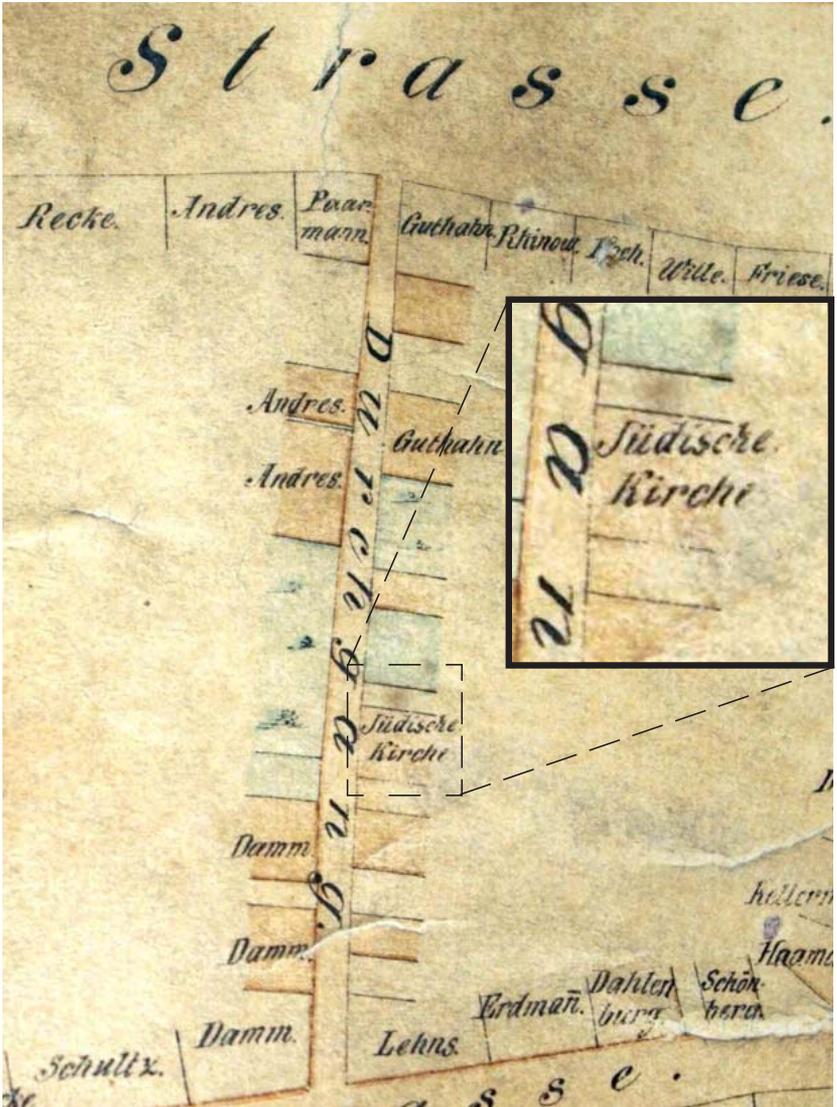
auf den Kaufmann Samels

auf den Kaufmann Hirsch

welcher inzwischen verstorben, eingetragen worden. Nach dem Ableben des letzteren habe ich nicht nur den Anteil desselben, sowie auch den des (Herrn) Samels an unserem genannten Bethause an mich gebracht, so daß die Verfügung darüber mir allein zusteht.

Ich wünsche nun, daß dies Bethaus auf ewige Zeiten für die hier wohnenden Juden bestimmt bleibe und daß eine Veräußerung desselben niemals stattfinden soll. In diesem Sinne will ich meinem Eigenthums-Ansprüche ... entsagen und die höhere Genehmigung dazu einzuholen bitten.

(Wegen) der großen Zahl der Mitglieder hiesiger Judenschaft war die Einrichtung eines eigenen Bethauses nöthig und in Privathäusern nicht mehr zu beschaffen. Die Einrichtung des Bethauses entspricht unseren Bedürfnissen und wenngleich im Mittelpunkt der Stadt, so ist es doch ganz zu Straßen oder öffentlichen Plätzen entlegen. Es wird auf 3 Seiten von nachbarlichen Gebäuden begrenzt, und auf der 4ten Seite, woselbst der Durchgang aus der Markt- und der alten Poststraße entlang führt, von den Hintergebäuden der letztgenannten Straße umschlossen. Auf dem gedachten Durchgang gelangt man durch einen Vorhof in unser Bethaus.



Auszug aus einem Stadtplan von 1890

Foto: Heimatmuseum

Das ganze Gebäude hat eine Breite von 24 Fuß und eine Tiefe von 36 Fuß, und ist von Holz mit Fachwerk erbauet. Es hat 2 Etagen von 9 und 8 (Fuß) hoch und ist zu 950M bei der Schlesischen-Feuer-Sozietät versichert und seit Michaelis 1838 neu erbauet.

24 Fuß breit und 18 Fuß tief befindet sich durch beide Etagen auf 17 Fuß Höhe der Betsaal und daneben in der unteren Etage eine Mietwohnung um das Gebäude, bei seiner Ablegenheit vor Unbilden zu schützen.

Bei meinem vorgerücktem Alter wünsche ich diese Angelegenheit baldigst geordnet zu haben, indem sonst die Hypotheken-Behörde bei meinem Ableben zu große Weiterungen mit meinen Erben verursachen möchte.

Ich bitte daher um baldige Einholung des nöthigen Konsenses zu der von mir beabsichtigten Schenkung des Bethauses für die hiesige jüdische Gemeinde.

Wittwe Salomon

Taube geb. Hirsch³

Seitens des Magistrats gab es dazu eine wohlwollende Stellungnahme, welche mit dem Satz endete:

... Diesem Gesuch der Wittwe Salomon wusten wir nichts entgegen zu stellen, und bitten daher (die) Königliche hochlöbliche Regierung gehorsamst:

die desselbige Allerhöchste

Genehmigung hochgenehmigst

einholen zu wollen.

Magistrat⁴

Auch wenn zunächst der Sommer verging und Witwe Salomon auf eine entsprechende Nachfrage nach dem Stand der Dinge unterm 25.10.1843 nur die freundlich unbestimmte Auskunft erhielt, dass man an der Angelegenheit arbeite, so war der Antrag doch tatsächlich schon von seiner Majestät, König Friedrich Wilhelm IV., wie folgt beschieden worden:

Ich genehmige auf Ihren Bericht vom 1.d.Mts, daß die jüdische Gemeinde zu Friesack das von der Wittve Salomon Taube zum Geschenk zugedachte Grundstück und Bethaus, als Betlocal, in diesem Tage eigenthümlich für alle Zeiten erwerbe.

Paretz, d. 16:October 1843 Gez. Friedrich Wilhelm⁵

Damit stand der Schenkung nichts mehr im Wege und konnte erfolgreich vollzogen werden

Das zweietagige Gebäude war von Anfang an nicht nur als Betsondern auch als Wohnhaus errichtet worden. In der unteren Etage war die Wohnung des Vorsängers (Vorbeters), der zugleich auch Lehrer und Schächter war. In der Zeit von 1844-1881 ist dafür W.B.Oelsner nachgewiesen, möglicherweise war er aber auch schon vor 1844 in Friesack ansässig. Der Vorsänger lebte gewöhnlich mietfrei und erhielt von der Gemeinde eine Besoldung.

Allerdings hatte Oeslner anfangs offenbar Probleme, als Lehrer tätig werden zu dürfen. In einem von der Königlichen Regierung in Potsdam an den Magistrat gerichtetem Schreibem heißt es:

Dem Magistrat geben wir hierdurch auf, dem als Lehrer nicht geprüften Juden Oelsner darselbst, ...er vergeblich auch von dem Ober Rabbiner zu Berlin Erlaubniß hat in der jüdischen Religion zu unterrichten, dies nicht zu gestatten.

Potsdam, den 12. Januar 1844

Königliche Regierung⁶

Oelsner quittierte dieses Schreiben am 15. Februar 1844. Aber bereits in einem Schreiben des Landrats an den Magistrat vom 6. April 1846 wird ausgeführt:

Nachdem durch die Verfügung der königl. Regierung zu Potsdam vom 10ten December ... dem jüdischen Lehrer Wolff Oelsner daselbst die Erlaubniß zur Haltung und Führung einer Leihbibliothek ertheilt worden ist, so beauftrage Einen Edlen Magistrat ich hiermit,..⁷

Oelsner hatte es also nicht nur geschafft als Lehrer anerkannt zu werden, sondern durfte, quasi nebenberuflich, auch eine Leihbibliothek führen. Spätestens nun musste auch der Bürgermeister Frenz das Gebäude der „Synagoge“ betreten, den als Amtsperson war er verpflichtet, darüber zu wachen, dass in den zwei Leihbibliotheken des Ortes die Zensur der königlichen Regierung beachtet wurde. Dazu stattete er den Inhabern unangemeldete Besuche ab und glich den vorgefundenen Bestand mit dem behördlichen „Verzeichniß der Druckschriften welche auf Verordnung des K. Polizei-Präsidiums zu Berlin in den Leihbibliotheken nicht geführt werden dürfen“ ab. In den überlieferten Protokollen finden

sich keine Verstöße gegen die Zensur, wohl aber der Hinweis:

Herr Oelsner zeigte an, daß er bei Auswahl seiner Bücher neben den besten und gewöhnlichen Romanen, auch Geschichtswerke, Reisebeschreibungen und einzelne Jugendschriften angeschafft habe und (habe) nach Einsicht der vorgefundenen Exemplare die Überzeugung, daß darunter keine Werke enthalten sind, welche in religiöser, sittlicher oder politischer Beziehung nachtheilig, leichtsinnig oder auch nur bedenklich erscheinen könnte(n).⁸

1857 kommt beim Lehrer, Vorsänger, Schächter und Leihbibliothekar Oelsner noch der „Nebenerwerb“ als Agent der Schlesischen Feuer-Versicherung hinzu:⁹

b) welche den Regierungsbezirk Potsdam ausschließlich betreffen.
An Stelle des Kaufmanns E. Voigt, zu Friesack, welcher die Agentur der Schlesiſchen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft zu Breslau niedergelegt hat, ist von uns der jüdische Schächter und Vorsänger Oelsner, zu Friesack, als Agent dieser Gesellschaft für die Stadt Friesack und Umgegend, auch ist der Privat-Secretair Georg Quasebarth, zu Wilsnack, als Agent der Aachen-Münchener Feuer-Versicherungs-Gesellschaft für die Stadt Wilsnack und Umgegend, an Stelle des verstorbenen Kaufmanns Brehmer, bestätigt worden.
Potsdam, den 11. April 1857. Königl. Regierung. Abtheilung des Innern.

Das Wohnen auf der „Arbeitsstelle“ hatte aber anscheinend nicht nur seine guten Seiten. Anlässlich einer Etatberatung gaben die Gemeindeglieder am 19. November 1850 im Nachsatz zu Protokoll:

Am Schluß kam auch noch zur Sprache, daß der Lehrer Oelsner bei jedem Gottesdienst sich pünktlich im Tempel

einzufinden habe, und seinen Anzug der Feier angemessen anlegen möge.¹⁰

Nach Oelsner, der zuletzt 1881 nachgewiesen werden kann, scheint die Gemeinde keinen Vorsänger mehr zu haben.

Allerdings ist an hohen Feiertagen gelegentlich ein Rabbiner von außerhalb nach Friesack gekommen, wie aus nachstehendem Bericht des Friesacker Bürgermeisters an die Königliche Regierung hervorgeht:

*An den königlichen Regierungs-Präsidenten
Ritter Herrn von Neffe
Hochwohlgeboren in Potsdam*

Friesack, den 10. November 1887

....

Hinsichtlich der im § 17 des Statutes vorgeschriebenen Bestimmung, daß bei dem Gottesdienst am Sabbath vor der Wahl auf die Wichtigkeit derselben hinzuweisen ist, erklärte der Vorsteher, nachdem er darauf aufmerksam gemacht worden war, daß, da kein Geistlicher im Orte ist, hier nur in den Festtagen Gottesdienst abgehalten wird und am Sabbath in der Synagoge nur gebetet wird.

*Lüdicke
Bürgermeister¹¹*

Aus dem Etat der jüdischen Gemeinde von 1884 geht hervor, dass die Gesamtjahreskosten von 95,25 Mark zumindest überwiegend direkt mit der Synagoge in Zusammenhang standen. So kostete



Ansichten des Gebäudes um 1942

Fotos: Privat

die Feuerversicherung jährlich 10,24 Mark und für „Synagoge, Gemeinde, Dienste“ waren 40,00 Mark eingeplant.¹²

Im Etat von 1890 erscheint die Einnahmeposition „*Extraordinaria Mieth*“, was darauf schließen läßt, dass die Gemeinde die frei gewordene Wohnung anderweitig vermietete.

Mit der allmählichen Auflösung der jüdischen Gemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verliert auch die Synagoge an Bedeutung. 1913 besteht der Tempel noch, aber in ihm „*findet kein Gottesdienst mehr statt*“.¹³

Feske beschreibt in seinem 1927 erschienenem Buch „Aus Friesacks Geschichte“ den Tempel schon als etwas Vergangenes:

Dieser jüdische Tempel befand sich im „Durchgang“ von der Marktstraße nach der Oberwallstraße zu in dem einzigen Wohnhaus, welches dort vom Durchgang aus seinen Eingang hat. Es war eben nur ein Saal, in welchem die Friesacker Judenschaft des Morgens und Abends ihr Schema (jüdisches Gebet) las. Auch den Friesacker Judentempel habe ich vor vielen Jahren noch selbst gesehen.“¹⁴

In **Wegweiser durch das jüdische Brandenburg** von Irene Diekmann wird in einem Essay von Carsten Liesenberg die Auffassung des Gebäudes auf „*ca. 1925*“ datiert. Unter Bezugnahme auf den ehemaligen Friesacker E. Füllgraf benennt eine andere Quelle dafür das Jahr 1920.

Aus nachfolgendem Brief von Salli Lewinsohn aus dem Jahr 1932 an den Magistrat der Stadt Friesack kann entnommen werden, dass das Gebäude (vermutlich zum Zeitpunkt der Auflassung) auf die Stadt Friesack überging.

Das hiesige Synagogengebäude ist Eigentum der Stadt Friesack geworden. Laut Eintragung im Grundbuch Blatt 500 ist die östliche Hälfte des Gebäudes als Betraum für die jüdische Gemeinde zu Friesack bestimmt solange das Gebäude besteht. Die Statuten der Gemeinde vom Jahre 1826 lauten dahin, daß so lange ein Jude in Friesack wohnt der Tempel bestehen bleiben muhs. (Allerhöchster Erlahs von König Friedrich Wilhelm III)

Ich bemerke hierzu das, zur Zeit damals die Baupolizeiliche Erlaubnis zu Unrecht gegeben wurde. Ich beabsichtige zu unseren letzten hohen Feiertagen am 21. d. Monats zum Gottestdienst mit Familie nach Spandau zu fahren und beanspruche für unser Recht die Summe von 40,00 M, zahlbar bis zum 21.d.Monats. Als Entschädigung. Sollte der Magistrat nicht geneigt sein auf meinen Vorschlag einzugehen, so sehe ich mich zu meinem Bedauern genötigt, diese Angelegenheit dem Vorsitzenden des Verbandes jüdischer preußischer Gemeinden Herrn Kammergerichtsrat Wolf in Berlin zur Einklage zu übergeben. Ich werde dann verlangen das dieser Raum wieder eingetragen als Betraum eingerichtet wird.

Ich muhs wie ich Herrn Bürgermeister Prasse bereits einmal gezeigt habe in Spandau für 2 Synagogenplätze

15,00 M. bezahlen. Es würde dem Magistrat nur unnötige Kosten verursachen.

Hochachtungsvoll gez. Salli Lewinsohn

Abschlußvermerk: Der Antrag wird abgelehnt 18.Okt.1932¹⁵

Vermutlich bezieht sich Salli Lewinsohn mit „*Ich bemerke hierzu das, zur Zeit damals die Baupolizeiliche Erlaubnis zu Unrecht gegeben wurde.*“ auf die Auflassung und Umnutzung als reines Wohnhaus. Die Stadt Friesack nutzte das Haus zunächst für die Unterbringung von Familien mit geringem Einkommen. Oft waren diese Familien auch sehr kinderreich, was zur Folge hatte, daß zeitweise drei Familien mit insgesamt 23 Kindern das Haus bewohnten.

Die Friesackerin Frau Märzke, geb. Ulrich ist in diesem Haus groß geworden. Sie berichtet, dass den damaligen Bewohnern die jüdische Tradition des Hauses durchaus bewußt war, zumal im „Stall“ (vermutlich der ehemalige Betraum) noch ein „blau angestrichener Himmel mit gelben Sternen“ sichtbar war. An den Wänden befanden sich „weitere Malerein“.

Die Wohnnutzung des Hauses dauerte bis ca. 1965 an, bis es wohl wegen zunehmender Baufälligkeit zunächst leer stand und um 1975 abgerissen wurde.

Heute ist die Stelle der ehemaligen Friesacker Synagoge ein park-ähnlich gestaltetes Ensemble. Seit Jahren wird auch der Gedanke, den Platz mit einer Gedenktafel auszustatten, diskutiert.

Der „Judengang“ trägt seit den 90ziger Jahren diesen Namen, nachdem es durch einen Neubau erstmalig notwendig wurde, der bis dahin als „Durchgang“ bezeichneten Gasse Hausnummern zuzuordnen.

Anmerkungen

- 1 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv; Rep.2 AI Pol Nr. 1981*
- 2 *Die Juden und die jüdischen Gemeinden Preussens in amtlichen Enquêtes des Vormärz, Teil 2; Manfred Jehle - S. 664*
- 3 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv; Rep.2 AI Pol Nr. 181*
- 4 *ebenda*
- 5 *ebenda*
- 6 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv, Rep.8 Friesack Nr. 2006*
- 7 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv, Rep.8 Friesack Nr. 1841*
- 8 *ebenda*
- 9 *141. Amtsblatt der Regierung in Potsdam und der Stadt Berlin. Stück 17 vom 24. April 1857*
- 10 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv, Rep.8 Friesack Nr. 2005*
- 11 *Brandenburgisches Landesbauplatzarchiv, Rep.2 AI Pol Nr. 2012*
- 12 *Kreis- & Verwaltungsarchiv Havelland, Archivbestand Rathenow 1624 Nr. 8558*
- 13 *Chronik der Stadt Friesack, Rektor Gustav Zimmermann - Friesack, 1913*
- 14 *Aus Friesacks Geschichte, Walter Feske - 1927, S. 39*
- 15 *Chronik der Stadt Friesack (1990ziger Jahre), Heimatmuseum Friesack - Kopie des handschriftlichen Briefes*

Die Gemeinde

Ab wann man von einer „jüdischen Gemeinde“ in Friesack sprechen kann, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen - zum einen stellt sich die Frage, ab wie vielen Mitgliedern (Familien) sich die Bezeichnung rechtfertigt und zum anderen, in welchem Kontext der Begriff - von wem - verwendet wird.

Man kann davon ausgehen, dass die jüdischen Einwohner der Stadt sich stets als eine Gemeinde betrachteten und auch so wahrgenommen wurden. Zum einen erlebten sie gemeinsam die gegen Juden gerichteten Diskriminierungen und dürften sich aus dieser erlebten Situation als (Zwangs-) Gemeinde empfunden haben, zum anderen waren sie für wesentliche religiöse Handlungen auf die Gemeinschaft der Glaubensgenossen angewiesen. In diesem Sinne kann von einer *sozial/religiösen Gemeinde* gesprochen wer-

den. Zum anderen bedurfte es für die Behörden des preußischen Staates eines Ansprechpartners, dieses umso mehr, als das diskriminierende Gesetze naturgemäß einen besonderen Regulierungsbedarf begründen. Insoweit muss auch von einer *institutionellen Gemeinde* gesprochen werden.

Da die wenigen jüdischen Familien, die nach 1671 in der Mark siedeln durften über mehrere Städte in unterschiedlicher Stärke verteilt und Synagogen noch verboten waren, ergab sich eine gewisse Konfusion unter den Juden. Das führte dazu, dass die von den reichsten Schutzjuden der Mark initiierte Wahl von Ältesten bzw. Vorstehern im Jahre 1720 von der königlichen Regierung interessiert bestätigt wurde. Der in Brandenburg/H. wohnende David Samuel wurde zum Vorsitzenden des havelländischen Bezirks gewählt und fungierte auch als Ältester der Städte Beelitz, Potsdam, Brietzen, Spandau, Rathenow, Ziesar, Pritzerbe und Friesack.¹ In diesem Sinne kann erstmalig von einer gewissen „Organisiertheit“ der Juden in Friesack gesprochen werden. Zu diesem Zeitpunkt lebte zumindest die Familie des Isaac Jacob in Friesack, welcher ab 1698 einen Schutzbrief für Friesack besaß. In gewissem Sinne ist Isaac Jacob, der als Lehrer des anscheinend vermögenden Berliner Juden David Ries ins Land kam, der Urahn der bekanntesten jüdischen Familien in Friesack - von ihm aus läßt sich u.a. eine lückenlose Genealogie bis zu Julius Salomon, dem letzten in Friesack lebenden Salomon (gest. 1884), nachweisen.

Doch bereits siebzehn Jahre vor der Erteilung des Privileges für Isaac Jacob lebte der „*hochgelehrte Wolff Brandes, Sohn des*

*hochgelehrten Jakob Brandes aus Prag*⁴² in Friesack. Er ist bislang der älteste in Friesack nachgewiesene Jude. Wolff Brandes war noch in Prag geboren. Er nutzte offenbar die neue preußische Toleranz gegenüber Juden, auch wenn seine Familie nicht aus Wien kam, zur Ansiedlung in der Kurmark.

Aber schon 1681 lebte Wolff Brandes in Berlin und war dort Präceptor der Judenschaft. Als solcher kam er 1701 zu ziemlicher Berühmtheit. Als Vertreter der Juden zu Berlin verfasste er ein Huldigungsschreiben an den ersten König von Preußen, in dem er sich bemühte mittels der Kabbalistik ein „*Geoffenbartes Göttliches Geheimnis aus dem Psalter des Königs Davids, so da ziele, daß der Churfürst zu Brandenburg Friderich der Dritte den 18. Januar 1701 zu Königsberg in Preußen zum König hat sollern*



*Deutsche und hebräische Titelseite der Huldigungsschrift*⁴

gekrönt werden.“ nachzuweisen.³

Friedrich I. war von der „Offenbarung“ sehr angetan, zumal sein Anspruch auf den Königstitel nicht unumstritten war. Da machte es sich gut, dass seine Krönung schon im Alten Testament vorausgesagt sein sollte.

Ab dem Wegzug Brandes scheint es bis 1698 keine Juden in Friesack gegeben zu haben, jedenfalls wird in einer Aufstellung von 1692, in welcher die Orte erfasst sind, in denen Juden lebten, Friesack nicht erwähnt.⁵

Darstellung Isaac, David Abraham, Hirsch ab hier (Selma Stern S.465ff, Hypothekenbuch.

Interessant ist , dass sich die Linien der Familien des Isaac Jacob und des Wolff Brandes fast 90 Jahre nach dem kurzen Friesacker Aufenthalt des späteren Präceptors erneut in Friesack treffen. Der Enkel des Isaac Jacob, Hirsch David, heiratete 1767 in Berlin die Urenkelin des Wolff Brandes, Chawa (Eva) und „gingen von hier nach Friesack“⁶. Sie sind die Eltern von Taube Salomon, geb. Hirsch.

Erstmalig taucht der Begriff „Gemeinde“ aber erst 1812 in einem Bericht des Magistrats von Friesack an die Kurmärkische Regierung über das jüdische Schulwesen auf. Hier wird ausgeführt:

*der jüdische Lehrer erhält von der **Gemeinde** an fixirtes Ge-*

*halt Jährlich 10 rthl,...*⁷

Ob diese jüdische Gemeinde von Friesack tatsächlich schon 1826, wie von Salli Lewinsohn in seinem Brief an den Magistrat behauptet, über ein Statut verfügte, muss derzeit noch dahingestellt bleiben. Im Zusammenhang mit der beabsichtigten Zusammenlegung zur Synagogengemeinde Rathenow argumentierten 1892 die Friesacker Gemeindeglieder Abraham Michaelis und Salli Lewinsohn in Bezugnahme auf König Friedrich Wilhelm III., das die Friesacker Gemeinde von diesem Korporationsrechte verliehen bekommen hätte. Bislang konnte dazu kein Dokument gefunden werden.

Oftmals gingen der *religiös/soziale* und der *institutionelle* Aspekt der Gemeinde fließend ineinander über, wie es sich treffend am Beispiel des Kaufmanns Abraham Michaelis zeigt.

Dieser wollte seine durch das preußische Emanzipationsedikt von 1812 formal gegebene Gleichstellung dazu nutzen, von Birnbaum (bei Posen) nach Friesack überzusiedeln. Als er am 6. Januar 1835 beim Bürgermeister vorstellig wurde, um das Bürgerrecht für Friesack zu erwerben, wurde ihm von diesem eröffnet, dass dem *„nichts im Wege stehen würde, jedoch müsste er der hiesigen Polizeibehörde erst einen Begräbnisplatz nachweisen.“*⁸ Für ihn als Juden kam nur eine Grabstelle auf einem jüdischen Friedhof in Betracht, dieser gehörte aber der jüdischen Gemeinde. Diese war Anfangs anscheinend wenig geneigt, den erst ca. 20 Jahre alten und offenbar wenig gebildeten Michaelis, welcher als Unterschrift nur selbsterdachte Zeichen hinkritzelte, in die jüdische Gemeinde aufzunehmen.

Also blieb Michaelis nichts anderes übrig, als den Weg der Beschwerde einzuschlagen. Der Bürgermeister forderte die Gemeinde daraufhin zur Klärung der Angelegenheit auf und konnte am 18.2.1835 folgendes zu Protokoll nehmen:

Nachdem die hiesige mosaische Gemeinde schon mehrere Male vorgeladen worden waren, um sich mit dem Handelsmann Michaelis, wegen Ausübung der religiösen Gebräuche und der Benutzung des Begräbnisplatzes sich zu einigen, waren dieselben am 12ten d.Mts. wiederum vorgeladen worden, behielten sich ihre ferner weitigere Erklärung in der Sache bis zum 15ten Februar, um ihre Erklärung alsdann unabgefordert abzugeben, welches aber nicht geschehen ist, sondern der Vorsteher der mosaischen Gemeinde, der Kaufmann Jeremias Hirsch erschien, und erklärte:

Die hiesige mosaische Gemeinde hat sich mit dem mosaischen Handelsmann Michaelis, hinsichtlich der religiösen Gebräuche sowie des Begräbnisplatzes geeinigt, und walten keine Streitigkeiten mehr ab, indem die Sache im Wege der Güte beigelegt worden ist.⁹

In Folge erhielt Michaelis den begehrten Bürgerbrief:

Der Magistrat der Königlich Preußischen Stadt Friesack thut kund und bekannt hierdurch, daß der Handelsmann Abraham Elias Michaelis, nachdem Er die nöthigen Erfordernisse nachgewiesen, seinem Ansuchen gemäß zum Bürger hiesiger Stadt angenommen worden ist. Und da deselbe durch nach-

folgenden, heute vor uns abgeleisteten Eid: Ich, Abraham Elias Michaelis gelobe und schwöre bei Adonaih, dem Gott Israels, daß, da ich von Einem Wohlloblichen Magistrat zum Bürger hiesiger Sadt angenommen worden, Seiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem allergnädigsten König und Herrn, treu und ergeben, auch Einem Wohlloblichen Magistrat dieser Stadt gehorsam und gewärtig seyn will. Ferner schwöre ich: für das Beste dieser Stadt und Bürgerschaft nach meinem ganzen Vermögen zu wirken, alle mir als Bürger obliegenden Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, und insbesondere den Bestimmungen der allgemeinen Städteordnung vom 19. November 1808 mich unweigerlich zu unterwerfen und solche aufrecht zu erhalten, überhaupt aber mich in allen Verhältnissen so zu zeigen, wie es einem getreuen Bürger eignet und gebühret; wenn ich meinen Schwur nicht halte, so müssen mich alle die Strafen treffen, welche in dem von mir durchgelesenen Gesetze angedeutet worden sind. Amen.

die getreue Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten angelobet hat, erklärt der Magistrat angedachten Handelsmann Abraham Elias Michaelis alle Rechte und Wohlthaten, welche einem Bürger der Stadt Friesack zustehen, hierdurch ebenfalls für theilhaftig und genußbar, mit dem Versprechen, ihn bei dem erlangten Bürgerrecht, so lange er sich desselben nicht unwürdig zeigt, gegen Jedermann kräftigst zu schützen. Urkundlich zum öffentlichen Glauben unter dem Stadtsiegel angefertigt.¹⁰

Der in den „Ferientagen in Friesack“ später auch als „*Schmerzenskind der Gemeinde*“ bezeichnete Michaelis hatte möglicherweise nie einen ganz einfachen Stand in der Gemeinde - war aber letztlich der letzte Repräsentant der Friesacker Juden in der Synagogengemeinde Friesack-Rathenow.

Mit dem Preußischen Judengesetz von 1847 wurde die Stellung der Juden in Preußen neu geregelt. Nunmehr wurden die Juden verpflichtet, sich in Synagogengemeinden zusammenzuschließen. Diese Gemeinden erhielten den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, konnten dadurch z.B. selbständig Steuern erheben bzw. ihre Amtsträger selbst bestimmen. Dabei umfasste die Synagogengemeinde eine genau definierte Region mit je nach Lage mehreren Ortsverbänden.

Damit wurde in Preußen fünfunddreißig Jahre nach dem Emanzipationsedikt eine Struktur geschaffen, die die Sonderstellung der Juden in der Gesellschaft eher festschrieb, zumal alle Juden gezwungen waren, Mitglied in der jeweiligen Synagogengemeinde zu werden.

Die Konstituierung der *institutionellen* „Synagogengemeinde Friesack“ im Sinne des Preußischen Judengesetzes vom 23. Juli 1847 datiert auf das Jahr 1854. Im „Kreisblatt für das Westhavelland“ vom 17.12.1853 war die Bildung zweier Synagogengemeinden im Westhavelland, Brandenburg und Friesack, verkündet worden. Zur Friesacker Synagogengemeinde gehörten auch die Städte Rathenow und Rhinow sowie die sie umliegenden Dörfer. Praktisch bildeten aber nur die Friesacker und die Rathenower jeweils

einen Ortsverband innerhalb dieser gemeinsamen Synagogengemeinde.

Im Rahmen der vom Königreich geforderterten organisatorischen Einheit lebten die Ortsverbände ihr höchst eigenständiges Leben und bezeichneten sich wahlweise auch schon mal als Synagogengemeinde Friesack bzw. Rathenow. So erstellten sie jeweils eigene Heberollen und Etats zur Bestreitung ihrer Gemeindeausgaben und beschäftigten in Eigenregie jeweils eigene Lehrer bzw. Schächter. Jeder Ortsverband verfügte über eine eigene Synagoge und einen eigenen Friedhof.

Dabei konnten die Gemeindeabgaben offenbar für einige Gemeindemitglieder auch zum Problem werden. Am 6.3.1850 erklärt A.Loewenthal in zwei Schreiben an den Gemeindevorsteher M.Salomon und an den Bürgermeister von Friesack, daß er die Höhe der Gemeindeabgaben nicht leisten kann und daher aus der Gemeinde austritt. Ein Schlichtungsversuch am 9.11.1850 beim Bürgermeister schlägt fehl - aber man scheint sich später dann doch noch arrangiert zu haben, denn ab 1860 erscheint sein Name regelmäßig auf der Liste der stimmberechtigten Gemeindemitglieder.¹¹

Welche Bedeutung die gemeinsame Synagogengemeinde aufgrund der praktischen Autonomie des „Ortsverbandes Friesack“ damit für die Gemeindemitglieder auch immer hatte, zu Beginn dominierten klar die Friesacker. Bei der vermutlich ersten Wahl der Repräsentanten im Jahre 1854 lehnten die Rathenower

Juden Hirsch Nathansohn und Salomon Nathan die „*auf sie gefallene Wahl*“¹² ab. Man kann vermuten, dass sie in dieser Versammlung die einzigen Rathenower gewesen wären und wenig Interesse hatten, sich als Minderheit in Friesack wiederzufinden. Bei der dann vollständig dokumentierten Wahl vom 14.3.1861 waren alle drei Vorstandsmitglieder und sieben der neun Repräsentanten Friesacker. Da auch die Stellvertreterposten an Friesacker gingen, hatte praktisch jedes Friesacker Gemeindeglied einen Posten in der Synagogengemeinde.

Allerdings tat man sich mitunter mit dem Prozedere der Wahl etwas schwer. So wurde z.B. die Wahl vom 27.8.1860 von der königlichen Regierung, Abteilung des Inneren, kassiert. Zum einen hatten die Gemeindeglieder statutenwidrig den dreiköpfigen Vorstand gewählt, hätten aber nur die neunköpfige Repräsentantenversammlung wählen dürfen, da es dieser vorbehalten war, sodann den Vorstand zu wählen. Außerdem hatte Bürgermeister Frenz die Liste der wahlberechtigten Gemeindeglieder nicht formgerecht ausgelegt.

Die bereits erwähnte „Wiederholungswahl“ am 14.3.1861 brachte dann zwar einen bestätigungswürdigen Vorstand, aber schon die nächste Wahlhandlung am 29.12.1863 wurde von dem Ministerium des Innern erneut beanstandet. Laut Satzung hätte per Los die Hälfte des Vorstandes bzw. der Repräsentanten ermittelt werden müssen, welche auszuschieden hatten... die Übrigen waren danach weitere 3 Jahre im Amt und würden beim nächsten Turnus ausscheiden. Die Synagogengemeinde Friesack hatte allerdings eine

Aus nachfolgender Zusammenstellung der wahlberechtigten Mitglieder der jüdischen Gemeinde (nur die erwachsenen Männer) läßt sich recht gut die gegenläufige Entwicklung der Mitgliederzahlen in Friesack bzw. in Rathenow ableiten.

<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Stand</i>	<i>Gemeinde</i>
<i>Salomon</i>	<i>Mendel</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Meier</i>	<i>Julius</i>	<i>Doc.med.</i>	<i>Friesack</i>
<i>Michaelis</i>	<i>Abraham</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Löwenthal</i>	<i>Abraham</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Cohn</i>	<i>Luis</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Salomon</i>	<i>Schlaume</i>	<i>Rentier</i>	<i>Friesack</i>
<i>Salomon</i>	<i>Julius</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Jacobson</i>	<i>Julius</i>	<i>Uhrmachermeister</i>	<i>Friesack</i>
<i>Grünberg</i>	<i>Nathan</i>	<i>Händler</i>	<i>Friesack</i>
<i>Hirschberg</i>	<i>Hirsch</i>	<i>Händler</i>	<i>Friesack</i>
<i>Lublinsky</i>	<i>Mosis</i>	<i>Schneider</i>	<i>Friesack</i>
<i>Oelsner</i>	<i>W.B.</i>	<i>Lehrer</i>	<i>Friesack</i>
<i>Bauchwitz</i>	<i>Raban</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rhinow</i>
<i>Salinger</i>	<i>Michael</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rhinow</i>
<i>Nathan</i>	<i>Hirsch</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Nathansohn</i>	<i>Hirsch</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Nathan</i>	<i>Salomon</i>	<i>Pferdehändler</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Salinger</i>	<i>Joseph</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Hohennauen</i>
<i>Hirschburg</i>	<i>David</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Nathan</i>	<i>Emil</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Alexander</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Oppenheim</i>	<i>M.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>

<i>1860</i>	<i>1861</i>	<i>1866</i>	<i>1872</i>	<i>1875</i>	<i>1878</i>	<i>1881</i>	<i>1884</i>
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>		
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>			
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>					
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	
<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>					
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>						
<i>X</i>	<i>X</i>						
		<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>	<i>X</i>		
		<i>X</i>					
		<i>X</i>	<i>X</i>				

<i>Name</i>	<i>Vorname</i>	<i>Stand</i>	<i>Gemeinde</i>
<i>Heinsius</i>	<i>L.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Haberland</i>	<i>L.</i>	<i>Händler</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Heineman</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Strohdehne</i>
<i>Schönl(b)ank</i>	<i>L.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Herrnberg</i>	<i>sen.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Herrnberg</i>	<i>jun. /Ph.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Schlesinger</i>	<i>Julius</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Salinger</i>	<i>G.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Lewinsohn</i>	<i>N.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Lewinsohn</i>	<i>A.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Eichelgrün</i>		<i>Kürschner...</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Zaduck</i>	<i>Ph.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Wolff</i>	<i>M.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Grod(e)zensky</i>	<i>(J.)</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Blumenthal</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Lewin</i>		<i>Coumier (?)</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Glaser</i>	<i>L.</i>	<i>Schneider</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Deutsch</i>	<i>Dr.</i>	<i>Kreisrichter</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Lewinsohn</i>	<i>H.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Cohn</i>	<i>G.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Friesack</i>
<i>Casper</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Rosenbluhm</i>	<i>A.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Samson</i>	<i>A.</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rhinow</i>
<i>Saulmann</i>			<i>Friesack</i>
<i>Gieske</i>	<i>M</i>	<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Tschernikow</i>		<i>Maler</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Konin</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>
<i>Baer</i>		<i>Kaufmann</i>	<i>Rathenow</i>

komplette Neuwahl veranstaltet. So kam es am 22.3.1864 zur erneuten „Wiederholungswahl“, was freilich keinen Einfluß auf die Postenbesetzung hatte, da es laut Satzung möglich war, ein ausgeschiedenes Mitglied erneut zu wählen. Auf Grund der Anzahl der Gemeindemitglieder war eine Wiederwahl ohnehin angezeigt, zumal die Vorschrift, dass (Schwieger-)Vater und (Schwieger-)Sohn nicht zugleich in die Gremien gewählt werden durften, die Kandidatenzahl nochmal deutlich beschränkte.¹³

Mit den Jahren änderte sich aber das Zahlenverhältnis zwischen den Friesacker und Rathenower Juden grundlegend. Für die Rathenower Juden war daher die Zuordnung zur kleineren Stadt Friesack zunehmend ein Ärgernis. Allerdings schrieb das Statut der „Synagogengemeinde Friesack“ die Kleinstadt als Sitz fest. 1890 sah sich der Bürgermeister Lüdicke, der als „Commissarius“ für die Kontrolle der Wahlen zuständig war, nunmehr aufgrund der Zahlenverhältnisse vor einem ernsten Problem:

*An Königliche Regierungspräsidenten Herrn Grafen
Hue de Grais
in Potsdam*

Friesack, den 10. September 1890

*Euer Hochgeboren beehren wir uns in der nebenstehend
gedachten Angelegenheit anzuzeigen, dass in diesem Jahre
die in diesjährigen Zwischenräumen stattfindenden
Ergänzungswahlen der Vorstandsmitglieder und
Repräsentanten der jüdischen Gemeinde zu erfolgen haben.*

Die Gesamtgemeinde hat bisher in der Weise gewählt, dass die hiesigen Synagogengemeinde 2 Vorsteher und 3 Repräsentanten, und der Ortsverband zu Rathenow 1 Vorsteher 1 Stellvertreter und 7 Repräsentanten gehabt, und jede dieser Gemeinden ihre Angelegenheiten selbstständig besorgt hat. Dies wird in der Folge nicht mehr ausführlich sein, denn zwei Repräsentanten sind von hier verzogen und der dritte ist am 30. August v. J. verstorben; es sind nur noch die beiden Vorsteher, der Kaufmann Michaelis 76 Jahre alt und der Kaufmann Lewinsohn 69 Jahre alt hier, und ist deren Wahlperiode abgelaufen. Aus diesen Gründen dürfte sich eine Vereinigung der hiesigen beiden vorgedachten Wähler mit denen der Stadt Rathenow dringend empfehlen, da der Ausfall der Wahlen von den Letzteren vollständig abhängig ist, und der Wunsch derselben, den Wahlort nach Rathenow zu verlagern, zu berücksichtigen sein.

Euer Hochgeboren bitten wir, nach erfolgter Prüfung der Angelegenheit um hochgeneigte weitere Bestimmung und Ernennung des Wahlkommissarius.

*gehorsamst der Magistrat
gez. Lüdicke ¹⁴*

Dieses Schreiben wurde der Ausgangspunkt für ein mehrjähriges Tauziehen zwischen dem Magistrat von Rathenow, dem Königlichen Regierungspräsidenten und den verbliebenden Friesackern Gemeindemitglieder.

Zunächst wurde auf Grund vorgenannter Anzeige der Wahlort nach Rathenow verlegt und damit der dortige Bürgermeister Lange zuständig. Dieser hielt aber eine Statutenänderung für notwendig und so legten die Rathenower Gemeindemitglieder im Dezember 1891 einen Entwurf für ein neues Statut vor. Diesem wollten die verbliebenen Friesacker auf keinen Fall zustimmen. Bei einer Verhandlung am 14. Januar 1892 gaben sie folgendes zu Protokoll:

In Sachen betreffend die Verlegung des Sitzes der Synagogengemeinde Friesack nach Rathenow waren auf Vorladung erschienen:

1. *der Kaufmann Abraham Michaelis von hier, 77 Jahr alt, mosaischer Religion*
2. *der Kaufmann Sally Lewinsohn von hier, 33 Jahr alt, mosaischer Religion*

Denselben wurde der Entwurf des Statuts der Synagogengemeinde zu Rathenow vom 5. Dezember 1891 vorgelesen und mit denselben durchgesprochen, worauf sie erklärten:

Nachdem Statutenentwürfe vom 5. Dezember 1891 würden gemäß §4 die hier in Friesack ansässigen Juden nur bei einem Vorhandensein von zehn Haushaltungen einen eigenen Ortsverband bilden können. Hiermit können wir uns nicht einverstanden erklären, denn alsdann würde zur Zeit eine jüdische Gemeinde zu Friesack nicht existieren und somit, daß der hiesigen jüdischen Gemeinde gehörige Vermögen mangels eines Rechtsobjektes herrenlos bzw. in das Vermögen der Synagogengemeinde zu Rathenow übergehen. Die hiesige Ortsgemeinde, welche Korporationsrechte von Sr.

Majestät dem König Friedrich Wilhelm III verliehen worden sind, besitzt aber eine Synagoge, welche auf einem für die hiesige Ortsgemeinde im Grundbuch eingetragenen Grundstück erbaut ist, ferner verschiedene zum Gottesdienste bestimmte Synagogengegenstände und endlich einen Friedhof; das Synagogengrundstück ist eine Schenkung an die hiesige Gemeinde mit der Maßgabe, daß es niemals zu einem anderen Zwecke verwendet und daß es, solange nur ein Jude hier in Friesack ansässig ist, im Eigenthum der hiesigen Juden verbleiben soll. Diesem Willen des Schenkers gegenüber, welches in der gerichtlichen Verhandlung Friesack 14. November 1844 ausgesprochen ist, können wir nicht darin willigen, daß Friesack nur dann eine selbständige Gemeinde bilde, wenn es mindestens zehn jüdische Haushaltungen habe. Wir können daher zu dem Statutenentwurfe unsere Einwilligung nur geben, wenn unsere wohlerworbenen Rechte auf unser jetziges Eigenthum gewahrt werden.

Selbstverständlich sind wir bereit, die Kosten, welche uns z.B. durch die Verzinsung der auf unserem Synagogengrundstücke bestehenden Schulden, durch Reparaturen (entwachsen), zu bestreiten müssen aber andererseits verlangen von gleichartigen Kosten der übrigen zum Synagogenverbände gehörigen Ortsverbänden bzw. der Synagogengemeinde frei zu bleiben. Es bedürfen daher die Paragraphen 1, 2, 4 und 5 des Statutenentwurfes einer Aenderung.

*gez. Abraham Michaelis
Salli Lewinsohn ¹⁵*

Die nun folgenden Verhandlungen zogen sich hin, führten aber letztlich dazu, dass die Friesacker Forderungen umfassend berücksichtigt wurden. Als Bürgermeister Lange endlich und offenbar auch erleichtert am 22. Juli 1892 dem königlichen Regierungspräsidenten Herrn Grafen Hue de Grais von der erzielten Einigung berichtete und um Bescheid bat, ob das neue Statut mit inzwischen dazugekommenem Nebenstatut nunmehr genehmigungsfähig sei, bekam er zur Antwort, dass für die Zwecke der (inzwischen überfälligen) Wahlen, es einer Statutenänderung nicht bedarf.¹⁶

So blieb der Sitz der „Synagogengemeinde Friesack“ zunächst weiterhin in Friesack und erst unterm 16.1.1899 findet sich in der amtlichen „Synagogenrolle“ folgender Eintrag:

Synagogengemeinde

Kreis: Westhavelland

Name: Friesack

Sitz: Friesack, da jedoch die meisten Juden in Rathenow wohnen, so ist ausnahmsweise gestattet worden, daß die Sy.G. ihren Sitz in Rathenow hat.¹⁷

In der Wahl vom 10.8.1896 wurde mit dem nun schon über 80 jährigen Michaelis zum letzten Mal ein in Friesack wohnhafter Jude in die Repräsentantenversammlung der Synagogengemeinde gewählt.

Anmerkungen

- 1 *Jüdisches Brandenburg - Geschichte und Gegenwart; Irene A.Diekmann - Ortskapitel: Brandenburg; S.28*
- 2 *Jüdische Trauungen in Berlin 1759-1813; Jacob Jacobson - S. 2*
- 3 *Jahrbuch der Stiftung Preussischer Kulturbesitz; Berlin-1966; S. 192-199*
- 4 *Gratulation des Berliner Schutzjuden Simon Wolff Brandes an König Friedrich I. (1701); Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz; BPH; Rep.45 Nr. 29a*
- 5 *Der Preußische Staat und die Juden“ Band 1, 2.Abt.; Selma Stern - S. 528 Tabelle „Summarischer Extrakt, wie wie viele Juden in beigeschriebenen Städten in November 1692 gefunden worden“*
- 6 *Jüdische Trauungen in Berlin 1759-1813; Jacob Jacobson - S. 180*
- 7 *Chevrat Chinuch Nearim - die jüdische Freischule in Berlin (1778-1825) im ...; Ingrid Lohmann, Uta Lohmann - S.761*
- 8 *Brandenburgisches Landeshauptarchiv; Rep.8 Friesack 2006*
- 9 *ebenda*
- 10 *Aus Friesacks Geschichte - zum 600jährigen Stadtjubiläum; Walter Feske - S. 39 Feske datiert den Bürgerbrief auf den 6.1.1835, was entweder ein Übertragungsfehler oder aber ein Indiz einer Rückdatierung auf das Antragsdatum ist.*
- 11 *Brandenburgisches Landeshauptarchiv; Rep.8 Friesack 2005*
- 12 *ebenda*
- 13 *Kreis- & Verwaltungsarchiv Havelland; Archivbestand Rathenow 1624 Nr. 8558*
- 14 *Brandenburgisches Landeshauptarchiv; Rep. 2 AI Pol Nr. 2012*
- 15 *ebenda*
- 16 *ebenda*
- 17 *zwei dem Herausgeber vorliegende Kopieseiten nicht verifizierter Herkunft - vermutlich BLHA, freundlicher Weise von Frau Bettina Götzke zur Verfügung gestellt*

Über ein Jahrhundert lang galt der „Meier Hirsch“ jedem Gymnasiasten und Mathematikstudenten als das Standardwerk für Übungen im Bereich der Buchstabenrechnung, der Algebra und den geometrischen Aufgaben.

Der Umstand, dass dieser in seiner Zeit sehr berühmte Privatlehrer der Mathematik ein Sohn Friesacks ist, geriet ungerechter Weise in Vergessenheit und wartet bis heute auf eine entsprechende Würdigung.

In den Forschungsergebnissen von Georg Salomon lesen wir über Meier Hirsch:

Als Mathematiker und Lehrer erlangte er einen beachtlichen Ruf, jedoch starb er zurückgezogen und gebrochenen Herzens in Berlin, möglicherweise psychisch krank, daran verzweifelnd, ein bestimmtes theoretisches Problem nicht lösen zu können.

Dies deckt sich mit den Ausführungen von Felix Klein in „**Vorlesungen über die Entwicklung der Mathematik im 19. Jahrhundert**“, in welchen er schreibt:

Mit diesem Unmöglichkeitsbeweiss haben aber die Versuche das Ziel zu erreichen nicht aufgehört; Meyer-Hirsch, der 1851 starb (bekannter Privatlehrer in Berlin), ist darüber verrückt geworden.¹

Etwas ausführlicher wird diese These in der **Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 12** im dortigen Artikel über Meier Hirsch ausgeführt:

Hirsch: Meyer H., Mathematiker, geb. 1765 in Friesack in der Mittelmark, † am 11. Februar 1851 in Berlin. Die Beispielsammlung aus den Gebieten der Buchstabenrechnung und der niederen Algebra, welche den Namen „Meyer Hirsch“ durch eine Reihe von Jahrzehnten zu dem volksthümlichsten auf deutschen Mittelschulen machte, erschien in erster Auflage 1804, in 14. von H. Bertram besorgter Auflage 1872, ein Beweis, daß sie durch die neueren Sammlungen wenn auch überholt, doch nicht ganz verdrängt worden ist. Der Verfasser fristete als Privatlehrer der Mathematik in Berlin sein, wie Zeitgenossen sich erinnern, ungemein bedürfnisloses Leben....

...Die vermeintlich allgemeine Lösung erschien als achter Abschnitt S. 302–360 jenes ersten Bandes, dem aber ein zweiter Band niemals nachfolgte. H. überzeugte sich, wie es scheint, von der Unrichtigkeit eines oder des anderen seiner Schlüsse; er suchte durch erneute Anstrengungen die Fehler zu verbessern, und diese nothwendigerweise fruchtlosen Bemühungen waren der Keim einer Geisteskrankheit, von der er nicht mehr genas. Man darf darum aber H. nicht in die gleiche Ordnung mit solchen Schriftstellern setzen, welche die Quadratur des Kreises, daß Perpetuum Mobile und dergleichen auch in unserem Jahrhundert noch aufgefunden zu haben wännen. H. verlor seinen Verstand über seiner Aufgabe: jene Anderen hatten keinen zu verlieren.²

Wie vorstehend ausgeführt, hatte Meier Hirsch geglaubt, die „allgemeine Auflösung der Gleichung“, gemeint sind die

Gleichungen des fünften und höheren Grades, gefunden zu haben und bespricht diese im Vorwort der „**Fortsetzung der Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra**“ von 1809.³

Aber schon in den 1810 erscheinenden „**Integraltafeln**“ revidiert er seine Auffassung:

Am Schlusse dieser Vorrede muss ich noch bemerken, dass es ein Irrthum war, wenn ich in meiner Samml. von Aufgaben aus der Theorie der Gleichungen die allgemeine Auflösung derselben nicht nur für möglich hielt, sondern sie sogar gefunden zu haben glaubte.⁴

Damit soll es der „mathematischen“ Betrachtungen genügen, zumal es dem heimatgeschichtlich interessierten Leser vermutlich eher nach den auf Seite 7 der „Ferientage in Friesack“ angedeuteten Anekdoten verlangt. Leider ist es dem Herausgeber bislang nicht gelungen, diese Anekdotensammlung des ansonsten recht bekannten J. Löwenberg aufzufinden.

Auf der Suche nach weiteren Fakten aus seinem Leben stößt man im Rahmen einer allerdings sehr spärlichen Quellenlage zunächst nur auf den kurzen Hinweis, dass er 1794 zusammen mit dem Privatlehrer der englischen Sprache **Cerf** versuchte, in Berlin ein Privat-Unterrichtsinstitut zu gründen, welches ein kaufmännisches Bildungsprofil haben sollte. Allerdings wurde der Antrag von dem Oberschulkollegium, der obersten preußischen Landes-schulbehörde, abgelehnt.⁵

1806 bekam Meier Hirsch ein Angebot der Direktion der jüdischen

Freischule zu Berlin, welches auf eine Empfehlung von Levin Wulff Rintel, Mediziner und Gründungsmitglied des jüdischen Wohltätigkeitsvereins „Gesellschaft der Freunde“ zustande kam:

*An Hr'n Meyer Hirsch Wohlgeb. Privatlehrer
der Mathematik allhier*

*Ew. Wohlgebohrn
zeigen Endesunterschriebene ergebenst an, daß
die jüdische Freischule allhier, von Ihrer Fähigkeit
und Redlichkeit überzeugt, sich geschmei-
chelt fühlen würde, wenn Sie eine Stelle als
Inspector derselben annehmen wollten.*

*Unterschriebene sind daher so frei, Ihnen die
Stelle als Inspector der jüdischen Freischule
anzutragen, mit der Bitte, gefälligst anzuzeigen:*

*ob Sie diese Stelle annehmen, und solche nach
den von dem Director Ihnen mitzutheilenden
Vorschriften, anzunehmen, Zeit und Lust haben.*

*Ihre Antwort mag ausfallen, wie sie wollen,
grüßen wir Sie mit Hochachtung.*

Berlin den 3 Sept. 1806

Bendavid Director Aron Meyer⁶

Meier Hirsch brauchte nicht lange um zu überlegen und antwortete zwei Tage später:

*An die Wohlöbl. Direction u. Inspection der
hiesigen jüdischen Freyschule*

Wohlgeborne Herren!

Der mir von Ihnen gemachte Antrag zur Uebernahme einer Stelle als Inspector bey der hiesigen jüdischen Freyschule, konnte nicht anders als sehr schmeichelhaft für mich seyn, da er von Männern kam, die schon längst meine Achtung in hohen Grade besaßen. Mit Eifer und Wärme ergreife ich daher diese Gelegenheit etwas wenigens zur Beförderung einer (Anstalt) beyzutragen, der ich, durch den daselbst genoßenen Unterricht, die Grundlage meiner weiteren Ausbildung verdanke, u. deren Fortdauer und wachsenden Flor mir die in Ihnen getroffenen Wahl verbürgt.

Erfüllt mit Dank für die gute Meinung, welche Sie von mir hegen, erkläre ich daher: daß ich die mir angetragene Stelle eines Inspectors bey der hiesigen jüdischen Freyschule mit Vergnügen annehme, und mich den Vorschriften des zeitigen Direktors, Hrn. L. Bendavid, zu fügen stets bereitwillig zeigen werde.

Gestatten Sie nur noch, meine Herren, mit dem Wunsche zu schließen, daß diese höchst lobenswerthe Anstalt sich in Folge, noch mehr als bisher der Theilnahme edler Menschenfreunde zu erfreuen haben möge, u. geruhen Sie die Versicherung meiner größten Hochachtung anzunehmen.

Berlin d. 5ten Septbr. 1806
*Meyer Hirsch*⁷

Wenngleich zu eben jener Zeit Meier Hirsch mit der Veröffentlichung seiner Bücher regelmäßig in Erscheinung trat, ist weiteres biografisches Material zu seinen Lebzeiten leider nicht nachzuweisen. Gerade mal ein eher beiläufiger Hinweis in einem Brief vom Wissenschaftler Leopold Zunz an seinen Freund Samuel Meyer Ehrenberg aus dem Jahre 1817, läßt erahnen, dass es um Meier Hirsch zu diesem Zeitpunkt schon recht schlecht bestellt war:

*... Der Mathematiker Meier Hirsch ißt nichts anderes als Hering den ganzen Tag, er war zwei Monate auf der Festung in Stettin, denn er ist halb meschugge.*⁸

Ein kleiner Eintrag im Berliner Wohnungsanzeiger von 1845, nachdem er damals in der Wallstraße 73 lebte, ist schon bereits der letzte zugängliche Nachweis seines irdischen Daseins.

Erst wieder viele Jahre nach seinem Tode erschien in der „**Israelitische Wochen-Schrift für die religiösen und socialen Interessen des Judenthums**“ vom 12. Februar 1874 folgender, offensichtlich auf Löwenberg zurückgehender Artikel:

Meier Hirsch! Mancher unter unsern Lesern, besonders unter den Älteren legt wohl sinnend den Finger an die Stirn - „der Name ist mir so bekannt, es ist ein markirt jüdischer, aber Hunderte können so heißen, eine

Geschäftsfirma? ein Rabbi? ein Wohlthäter?“ Da steigt „eine Erinnerung auf an die Schulbank, „der“ Zumpt oder gar noch der Bröder, der Buttman - der Meier Hirsch - a² Wurzel y - „wie finde ich das x? wie setze ich die Gleichung an?“ Ganz richtig, lieber Leser; es ist der Meier Hirsch, aber nicht nach dem Schüler-Sprachgebrauch das Buch, sondern der Mann, von dem hier die Rede sein soll.

Unter dem Titel „ein deutsches Gelehrtenleben“ hat J. Löwenberg ihm in der „Nat.Ztg.“ ein Gedenkblatt gewidmet, wahrscheinlich aus Anlaß der neu erschienenen fünfzehnten Auflage der „Aufgaben“ von Meier Hirsch. Ein deutsches Gelehrtenleben - viel Trauriges hat sich oft genug an den Lebensgang deutscher Gelehrten geknüpft, aber diesmal ist es doch weniger der deutsche, als der jüdische Gelehrte gewesen, dessen Geistesarbeit keinen Lohn gefunden hat, dem statt Glanz und Ehrenstelle jammervolle Verkümmernug zugefallen ist. Denn daß Meier Hirsch ein Jude gewesen, das kündet nicht bloß der Name an, sondern ebenso sicher der Umstand, daß kein Titel diesem Manne beigefügt ist, schlecht weg Meier Hirsch, nicht Lehrer, nicht Oberlehrer, nicht Professor.

Doch lassen wir jetzt Löwenberg erzählen; dasjenige, wofür nur der mathematisch gut Geschulte Verständnis und Interesse besitzt, mag in diesen Blättern wegbleiben.

„Am 13. Februar 1851 wurde in Berlin in aller Stille ein Mann zu Grabe getragen, der schon vier Jahrzehnte zuvor dem lebendigen Verkehr geselliger Umgebung ab-

gestorben war. Keiner kannte ihn mehr, keiner wußte von ihm, und selbst die eifrigsten Registratoren der Tagesereignisse, die Chronisten der Zeitungspressen hatten für den Tod und die Bestattung desselben kein Wort nekrologischer Erinnerung.

Der Verstorbene war ein Mathematiker gewesen, an dessen Scharfsinn, an dessen algebraischen, fast poetischen Kombinationen die deutsche Jugend schon fünf Jahrzehnte ihr Denkvermögen, ihren Geist gebildet hatte, dessen Werke noch heute in den höheren Civil- und Militärschulen eine Fundgrube für die Übung des Schrafsinns geblieben sind. Kurz, der Vergrabene war kein geringerer als Meier Hirsch, dessen Schriften die ersten Schritte der größten deutschen Mathematiker und Astronomen geleitet haben. Denn wie Encke, der gefeierte rechnende Astronom der Berliner Sternwarte, in seiner Jugend sich den Tag, es war der 2. Dezember 1809, als einen feierlichen Festtag gemerkt hat, an dem er das letzte Exempel im theuern Hirsch beendet hatte, so hat Meier Hirsch's „Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra“ viele deutsche Mathematiker geleitet, die seitdem die Entwicklung der Wissenschaft gefördert haben.“

Nach einer Erörterung über den Rückgang der mathematischen Studien in Deutschland während des 18. Jahrhunderts zeigt Löwenberg, wie Meier Hirsch's „Sammlung von Aufgaben“ für den Schulgebrauch und das elementare Selbststudium ein wahrhaft epochema-

chendes Werk wurde und fährt fort:

„Verweilen wir zunächst bei diesem Buche. Die erste Auflage desselben erschien 1804, und nach fast sieben Jahrzehnten, noch 1873, sagt Direktor Bertram, der Herausgeber der in Karl Duncker's (C. Heymans) Verlag erscheinenden fünfzehnten Auflage in der Vorrede: „Sehr verdienstvolle Sammlungen ähnlicher Art sind seitdem (seit Erscheinen der ersten Auflage) entstanden, der allgemeine Charakter hat sich nicht wesentlich geändert, und nicht selten begegnet man in ihnen solchen Aufgaben, denen Meier Hirsch den kunstreichen Ausdruck gegeben hat, welcher sie für die Uebung in der Auffassung mathematischer Verhältnisse geschickt macht. Es lag kein Grund vor, den alten Lehrmeister verstummen zu lassen.“

Und noch verdanken wir demselben Manne die private Belehrung: „Es gab zu der Zeit der ersten Auflagen dieser Sammlung keine bis in die ersten Elemente reichende Sammlung, welche mit solchem Lehrgeschick wie diese grade an den Stellen mit instruktiven Aufgaben nachzuhelfen verstand, wo Beispiel mehr Einsicht gewähren als Regeln. Die Mannigfaltigkeit der Aufgaben, ihre frische, meist interessante Einkleidung, insbesondere die logische Anordnung derselben machten das Buch zu einem Typus einer neuen Gattung von Lehrmitteln, die seitdem in reichlichem Maße entstanden sind.“

Diese Äußerungen über die Bedeutsamkeit Meier Hirsch's mögen es rechtfertigen, wenn wir es versuchen, einige Nachrichten aus seinem verhängnisschweren Le-

ben zu einem Bilde aneinander zu reihen.

Es ist auffällig, daß so viele und verschiedenartige Schilderungen wir auch von den jüdischen Berliner Gelehrten und den schöngestigen Gesellschaftskreisen jüdischer Frauen an der Scheide des achtzehnten und dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts haben, nie und nirgends von Meier Hirsch die Rede ist, ebensowenig wie von dem noch heute von der Wissenschaft hochgewertheten Ichthyologen Marcus Elieser Bloch.)*

Und doch war Meier Hirsch schon früh ein von den höchsten Ständen gesuchter Lehrer in den mathematischen Disziplinen. Nach einer Notiz in der handschriftlichen Autobiographie des Erziehers der beiden Humboldt, des Geheimraths Kunth, scheint er beide Brüder in der Mathematik unterrichtet zu haben, und gewiß ist es, daß er der Lehrer des Prinzen Louis Ferdinand gewesen. Auch hatte er schon 1794 einen „Algebraischen Kommentar über das zehnte Buch der Elemente des Euklides“ herausgegeben, der ihm den Beifall der damaligen Mathematiker Berlins, Eitelwein, Lehmus, Grüson erwarb. Und noch weniger als über diese erste Zeit seines jungen Ruhmes ist eine zuverlässige Kunde von seiner ersten Jugend, seinem Bildungsgange und seinem Mannesalter erhalten. Auch sein Tod, 1851, gab, wie schon gesagt, keine Veranlassung, sich seiner zu erinnern.

Erst zwei Jahre später, in der Vorrede zu der 1853 erschienenen achten Auflage der Sammlung von Aufgaben aus der Buchstabenrechnung, gab der Verleger der-

**) Verfasser der „Allgemeinen Naturgeschichte der Fische“ 12 Quart-Bände, Berlin 1785-95*

selben, Kommerzienrath Karl Duncker, folgende biographische Notizen:

„Meier Hirsch ward im Jahre 1765 in Friesack, Regbz. Potsdam von jüdischen Eltern geboren. Diese in dürftigen Umständen, konnten für seine Ausbildung nichts thun. Er wurde im siebenten Jahre seinem Onkel Hildesheim in Berlin übergeben, und besuchte hier die damals bestehende jüdische Freischule. In dieser Schule wurde eine Preis-Aufgabe von Moses-Mendelssohn gegeben und der Schüler, welcher dieselbe lösen würde, sollte eine Prämie und später ein Stipendium erhalten. Meier Hirsch erwarb beides. Seine Lage war bis dahin so drückend, daß er täglich nur eine Mahlzeit nehmen konnte, um durch Ent-sagung soviel zu ersparen, als er zur Beschaffung von Licht bedurfte, um des Nachts zu lernen und zu arbeiten. Moses-Mendelsohn erkannte bald die Fähigkeiten, die Geistes-schärfe des Jünglings, und nahm sich seiner an. Er ward sein Wohlthäter, und machte es seinem Schützling mög-lich, seine Studien mit weniger Sorge fort zu setzen. Spä-ter gelang es Meier Hirsch durch Ertheilung von Unter-richt im Rechnen und in der Mathematik sich eine Exis-tenz zu gründen.

Als aber der Verewigte im Jahre 1814 in einer Prozeßsache bei dem Kammergericht, gegen einen Be-amten Injurien äußerte,) hatte dies die Folge, daß er eine Zeitlang ins Haus-Voigtei-Gefängniß zu Berlin kam;*

*) Hierüber weiter unten Genaueres Injurien=Beleidigungen

dann zur Abbüßung der festgesetzten Strafe nach Stettin zum Festungs-Arrest abgeführt wurde. Obgleich man es ihm freistellte, dahin zu fahren, bestand er darauf den Weg zu Fuß zu machen, und legte denselben in Begleitung eines Gensdarmen zurück. Nach überstandener Strafzeit kehrte er wieder nach Berlin zurück, aber innerlich gebrochen.

Auch zeigte er bald eine so feindliche, mißtrauisch, argwöhnische Gesinnung gegen Welt und Menschen, eine solche Abneigung gegen alles Wissenschaftliche, daß er kaum noch ein Buch auch nur zur Hand nahm. Er verfiel in ein förmliches Brüten, in eine starre Abgeschlossenheit, so daß er auch von seinen eigenen Büchern weder etwas hören noch wissen wollte. Hatte er früher schon sehr einfach gelebt, so entsagte er nun fast allem nicht unbedingt Nothwendigen, und führte ein mehr als stoisches Leben. Seinen Verwandten und Freunden überließ er die Sorge für Obdach und Nahrung, verschmähte in Krankheitszufällen jeden ärztlichen Beistand, und verlebte so 37 Jahre in Abgeschiedenheit und ohne alle Beschäftigung. Als vor etwa 25 Jahren die Universität Erlangen ihm das Doctordiplom aus eigenem Antriebe übersandte, hoffte man, daß diese Ehrenbezeugung ihn aus seiner Lethargie erwecken und der Wissenschaft wieder zurückführen würde - aber vergeblich.“

So bestimmt auch diese Mittheilungen klingen, so läßt sich doch von einigen die Unrichtigkeit nachweisen.

Wäre Meier Hirsch 1765 geboren, so hätte er unmöglich schon im siebenten Lebensjahre, also 1772, die jüdische Freischule besuchen können, da diese notorisch erst

1778 gegründet wurde. Wahrscheinlich besuchte er das Gymnasium des Grauen Klosters, das schon damals in rühmenswürdiger Toleranz auch jüdischen armen Schülern den Unterricht in hilfreicher Weise gewährte.⁹

In der Hauptsache aber war er wohl Autodidakt, wie mehrere seiner jüdischen Berliner Zeitgenossen, wie Meier Kornick, der Verfasser eines Systems der Chronologie, Wolff „Rechenmeister“, der nach Danzel das Vorbild zum Derwisch in Lessing's Nathan gewesen.

Die Promotion betreffend, so findet sich in den Fakultätsacten der Universität Erlangen vom Jahre 1824 keine Spur von einer Ehrenpromotion „aus eigenem Antriebe.“ Ein einzelnes Blatt (es fehlen Meldung, Differtation, Diplom) enthält nur die Abstimmungen einiger Fakultätsmitglieder über eine Dissertation „über Verstand und Vernunft und das Verhältnis beider zueinander.“ Dem Doctoranden, der bald Meyer, Meier, Hirsch Meier, Meier Hirsch genannt wird, so daß die Identität der Person gar nicht feststeht, wurden nach dem gesetzlichen Bestimmungen noch mehrere Fragen zu schriftlicher Beantwortung aufgegeben, die nichts weniger als mathematischen Inhalts waren. Wie hätte Meier Hirsch sich zu dergleichen verstanden, und vollends in der Zeit, als er bereits in „starre Abgeschlossenheit“ verfallen war. Arago erwähnt in seiner Gedächtnisrede auf Monge, den gefeierten Verfasser der deskriptiven Geometrie, des merkwürdigen Experiments an den Akademiker Laguy, dem in schwerer Geistestrübung lange Zeit keine Sylbe abzugewinnen war; der aber, als ihm ein Freund plötzlich die Frage zurief: „Wie groß ist das Quadrat von 12?“ augen-

blicklich antwortete „144“ - Wahrscheinlich war die angebliche Ehrenpromotion Meier Hirsch's nur ein ähnliches Experiment der Freundschaft.

Die erste zuverlässige Nachricht über einzelne seiner Lebensverhältnisse findet sich in einem uns vorliegenden Briefe an seine Schwester in Friesack, d.d. Berlin, 21. Februar 1805. Der Brief in sehr schöner jüdischen Currentschrift lautet: „Liebe Schwester! Deine Vermuthung ist leider nur sehr begründet. Mein mir ewig theurer und unvergeßlicher Onkel (Meier Hildesheim) ist nicht mehr unter den Lebenden, er starb an einem Brustkrampf im fünfzigsten Jahre seines Lebens nach einer Krankheit von nicht mehr als 17 Stunden, ruhig und gelassen, wie er immer war, und nachdem er während dieser Zeit die unerträglichsten Schmerzen gelitten. Wie sehr mich dieser Verlust erschüttert, wie heftig der dadurch erregte Schmerz auf die Zerstörung meiner Gesundheit wirkte, kannst Du Dir leicht denken. In ihm verlor ich meinen Vater, meinen Erzieher, meinen Freund, kurz Alles, was mir das Leben werth machte.“

Wir übergehen, was unser Thema weniger interessiert und bemerken nur, Meier Hirsch war Testamentsvollstrecker und Legator. Er erbt einige hundert Thaler baar, das ganze Mobiliar und sollte auch ein Kapital von 7-8000 Thaler, die zum lebenslänglichen Nießbrauch für die Schwester des Erblassers sicher gestellt waren, nach ihrem Tode erben. Dieser Todesfall trat schon im Jahre 1812 ein, verwickelte ihn aber in einen Prozeß, der ihm bei seiner leichten Reizbarkeit verhängnisvoll wurde. Zum Schluß heißt es in dem Briefe: „Ich lebe nun so glücklich,

als ich nur immer ohne meinen Onkel leben kann, habe eine Aufwärterin bei mir, die aber nur kommen darf, wenn ich zu Hause bin, esse Mittags und Abends in meiner Ressource und lebe anständig, frei und unabhängig, indem man mich um meinen Unterricht bitten muß. Bis Ostern wohne ich noch da, wo ich bisher gewohnt habe, dann aber verändere ich mein Logis und ziehe nach der neuen Münzstraße Nr. 28, wo ich ein zwar engeres Logis, aber geräumigere Zimmer erhalte. Von den mir zugefallenen Mobilien behalte ich das Gute, das Schlechte verkaufe ich und lasse mir das fehlende neu machen. So werde ich mir Alles besser einrichten, als ich es bisher gehabt habe.“

Diese bessere Situation in seinen äußeren Verhältnissen gab seinem geistigen Wesen erhöhten Aufschwung und beseelte kräftig seinen Studieneifer. Die nächsten fünf Jahre waren in der That voll fruchtbarer Thätigkeit.

Der Verf. giebt hier eine genaue Aufzählung der späteren Werke M. Hirsch's (1804-10 und später erschienene Auflagen) und bespricht den Irrthum oder die Uebereilung, durch welche Hirsch eine von ihm gemachte Entdeckung angekündigt hatte, die er bald nachher selbst als Täuschung erkannte und berichtigte. Diese Uebereilung, fährt Löwenberg fort, scheint seinem Denkvermögen, seinem Gemüthe, seinem Stolz ein schweres Verhängnis gewesen zu sein.

Hierzu sollen noch zwei Ereignisse gekommen sein, die sein Gemüth vollends bedrückt und seinen Geist umnachtet haben. Meier Hirsch, so wird berichtet, wäre geraume Zeit Lehrer der Mathematik an der königlich école militaire, der jetzigen Kriegsschule gewesen, sei aber un-

erwartet aus dem Amte entlassen worden, weil er als Jude zu demselben keine Berechtigung hatte. Diese Entlassung habe ihn tief gekränkt. In Mißmuth und Verbitterung habe er sich in dem schon erwähnten Prozesse wegen seiner Erbschaft Aeüßerungen gegen das Kammergericht zu Schulden kommen lassen, die ihm eine längere Strafhaft zuzogen, zu deren Verbüßung er sich in unbeugsamem Starrsinn bei strengem Winterfrost zu Fuß nach Stettin transportieren ließ. Unheilbare, schmerzliche Fußübel waren die Folgen hiervon, und er hat während seines noch langen Lebens Schuhzeug nicht mehr tragen können. Seit der Entlassung aus der Strafhaft bereitete der Trübsinn immer dunklere Schatten über einen Geist.

*Einen Einblick in diese traurige Lage des bedauernswerthen Mannes gewährt uns der jüdische Mathematiker Centnerschwer in Warschau, der Anfangs der zwanziger Jahre in Berlin Mathematik studiert hatte. Auf eine Nachfrage, ob er nicht damals Meier Hirsch persönlich kennen gelernt habe, antwortete der Hochbejahrte: „Meier Hirsch lebte zur Zeit meines Aufenthaltes in Berlin in düsterer Zurückgezogenheit, und ein Sagenkreis unheimlicher Gerüchte hielt jeden Versuch, sich ihm zu nähern, fern. Erst nach wiederholten Mühen gelang es mir kurz vor meiner Abreise vor ihn zu kommen, und nachdem ich mich entschuldigt, dass ich nicht habe abreisen können, ohne zuvor ihm persönlich meinen Dank für die Belehrung zu sagen, die ich aus seinen Werken gewonnen, frug mich der hohe, hagere Mann mit bedeutendem Ausdruck: womit ich mich zuletzt beschäftigt hätte? „Mit der *Mechanique analytique* von Lagrange und*

der Hydraulique von Prony“, antwortete ich, und nannte dabei einige der schwierigsten Probleme. Aber wie groß war mein Erstaunen, als seine apathischen Züge sich belebten, sein Auge aufblitzte und er sofort in die Diskussion der wichtigsten Momente mit einer lichtvollen Klarheit einging, als hätte er sich eben mit dem Studium dieser Werke beschäftigt. Seine Erörterung währte eine Weile, dann sank er erschöpft in den Lehnstuhl zurück und winkte, ihn zu verlassen. Der unerwartete Vorgang hatte mich bewältigt, ich war keines Wortes mächtig, und mit Thränen tief innerster Rührung verließ ich die Stätte, wo ein so außerordentlicher Geist rettungslos zu Grunde ging.“

Eine andere Schilderung verdanken wir dem Geheimen Oberregierungs-rath Johannes Schulze, der lange Jahre im Kultusministerium der Förderer und Beschützer hilfsbedürftiger Gelehrten gewesen. Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1863, als der Verfasser dieser Mittheilungen dem rüstigen Herrn auf der Pankower Chaussee vor dem jüdischen Gottesacker begegnete. Die Rede kam auf Meier Hirsch. „Von dem weiß ich zu erzählen“, sprach er lebhaft, „folgen Sie mir.“ Eine einsame Laube des Schultheiß'schen Volksgarten nahm uns auf, und hier erzählte er mit dem Ausdruck frischester Erinnerung:

„Dem Minister Altenstein¹⁰, meinem unvergeßlichen Freunde, konnte ich kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn ich ihm Gelegenheit gab, einem verdienstvollen Gelehrten, der sich in hilfsbedürftiger Lage befand, sei es durch einmalige Unterstützung, oder durch ein Jahr-

gehalt, die Sorgen zu erleichtern, damit er freier seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben könnte. Einst ging ich mit ganz besonders frohen Erwartungen zu ihm; ich wußte, daß ihm vorzugsweise angenehm sein würde, meine Bitte zu erfüllen.

„Nun was haben Sie, lieber Freund?“ rief er mir in heiterer Zuvorkommenheit entgegen, da er meine Absicht wohl bemerken mochte.

„Wir haben eine Verpflichtung zu erfüllen, Excellenz, gegen einen alten Algebraikus, einen jüdischen Mann. Ich habe erfahren, daß Meier Hirsch sich in einer sehr traurigen Lage befinde“, antwortete ich dem Minister.

„Wie,“ rief der freundliche Herr, „der Verfasser der vortrefflichen algebraischen und geometrischen Aufgaben leidet doch nicht Noth? Eilen Sie zu ihm. Ein Mann, der sich um den Unterricht auf unseren höheren Lehranstalten solche Verdienste durch seine musterhaften Exercitien erworben hat, verdient ein Jahrgehalt. Ginge Meier Hirsch zu Grunde, es wäre eine Schande für uns!“

Das hatte ich vorausgesehen, und nach kurzer geschäftlicher Rücksprache steckte ich ein Päckchen Kassenanweisungen zu mir und ging ohne Weiteres zu dem berühmten Rechner und Mathematiker.

Meier Hirsch wohnte in der Spandauerstraße auf dem Hofe, die Nummer des Hauses weiß ich nicht mehr. Ich schritt über den Hof und stieg die beiden Treppen hinan. Die obere mündete in einen langen Gang, an dessen einer Seite einige Lichtfenster und an der anderen Seite die Thüren zu den Wohnstuben waren, über denen kleine Fenster waren, durch die diese Wohnräume einiges Licht

vom Hofe erhielten. Die letzte dieser Thüren war der Eingang zu Meier Hirsch. Mit bangen Vorgefühl klopfte ich an; nach einigem Hüsteln rief eine schwache Stimme: „herein!“

Der Menschheit ganzer Jammer packte mich an. Lange Jahre schon hatte ich auf meinen Wanderungen durch die armseligen Wohnstätten armer Gelehrter manchen traurigen Aufenthalt gesehen. Sie erfreuten sich indeß alle noch des Lichts des goldenen Tages, aber diese zwei Treppen hohe Grube empfing die kümmerliche Beleuchtung nur durch die kleinen vor Schmutz undurchsichtigen Fensterchen über der Thüre.

Auch die Gestalt des alten Mannes, welcher der Thür gegenüber auf einem Stuhle saß, glich mehr einer Mumie, als einem lebenden Wesen. Er war in einen abgetragenen, bis an den Hals zugeknöpften Rock gehüllt, trug eine aus Tuch grob zusammengenähte dunkle Mütze und betrachtete mich mit kalten, ausdruckslosen Blick. Es war das Auge eines Greises, der aus einer stillen Welt, die nichts mit unserer geräuchsvollen Wirklichkeit gemein hat, gelassen und theilnahmslos schaut. Er erwiderte meinen freundlichen Gruß nicht eben in üblicher Weise. Ohne das Auge von mir abzuwenden, machte er erst nach Verlauf einiger Zeit ein halb und halb wohlwollendes Zeichen mit der Hand, mich auf den in der Kammer noch befindlichen Stuhl niederzulassen. Das übrige Mobilar bestand in einem dürftigen Bett und einem kleinen Tischchen; einen Bücherschrank in der Ecke bemerkte ich erst, als sich mein Auge an die Dämmerung des Ortes gewöhnt hatte.

Meier Hirsch sah mich mit unbeschreiblicher Ruhe an, in seinem wie versteinerten Gesicht lag etwas Monumentales, ohne Spur lebendigen Interesses. Es wurde mir peinlich, diesem Manne gegenüber, der so wenig zu vertraulicher Mittheilung aufforderte, mein Anliegen vorzubringen. Ich theilte ihm endlich mit, daß wir im Ministerium erfahren hätten, seine Lage wäre nicht von der Art, um ihn zu gestatten, sich sorgenlos seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Der Minister schätze seine Verdienste und sei mit Vergnügen bereit, durch ein ehrenvolles Jahrgehalt ihm die Sorgen des Lebens zu erleichtern.

Auf Meier Hirsch schienen meine Worte keinen Eindruck zu machen, er veränderte weder Blick noch Miene, und erst nach einer Weile sagte er mit klangloser Stimme: „Ich brauche keine Hilfe, ich danke für Ihr Geld.“

„Nun ich sehe aber doch“ - sagte ich erstaunt - „daß Sie nicht in Ueberfluß leben. In Ihren Jahren würde Ihnen ein gesünderer Aufenthalt und einige nothwendige Bequemlichkeiten gewiß sehr wohl thun.“

„Ich habe keine Bedürfnisse und brauche keine Hilfe“, sprach er tonlos, und als wäre er schon ermüdet von langer Rede.

„Sie wollen aber doch arbeiten, Sie brauchen dazu theure wissenschaftliche Werke, so verwenden Sie das Geld das Ihnen in besten Ehren geboten wird, wenigstens dazu“, erwiderte ich in fast bittendem Tone.

Meier Hirsch wies ohne ein Wort zu sagen ablehnend nach dem Bücherschrank. Ich folgte mit dem Blicke und sah jetzt erst seine vortreffliche Sammlung klassischer

Mathematiker. Ueberrascht von diesem Anblick verlor ich den Muth zu weiteren Vorstellungen. Da zuckte in dem statuarischen Anlitz des Greises eine schwache Regung auf, und mit einem gewissen Ausdrücke des Dankgefühls und der Resignation sagte er: „ich brauche nicht's, nicht's von der Welt und den Menschen, ich bin zufrieden.“ - Und erschöpft, als hätte er nun sein ganzes Herz ausgeschüttet, nickte er langsam mit dem bedeutsamen Haupte und machte eine kurze Handbewegung, daß er nicht weiter gestört sein möchte. Dann war es, als ob sein offenes Auge nicht mehr die armselige Umgebung sehe, sondern den Eindruck von Innen aufsteigender Gebilde und Abstraktionen empfinde. Er schien mich, obwohl ich noch nahe und vor ihm stand, ganz aus seinem Sehfelde verloren zu haben und blickte still in das Reich der Unbekannten x. y. z.“

Hiermit endete die Erzählung, Wann dieser Besuch stattgefunden hatte, wußte sich der Besucher nicht mehr genau zu erinnern. Die Bücher aber, von denen die Rede war, bildeten eine kleine Bibliothek, eine Auswahl der vortrefflichsten der mathematischen Literatur. Sie waren die Quellen, aus denen Meier Hirsch in lichten Tagen Nahrung und Leben gezogen, und die bloßen Namen der Verfasser geben noch heute eine Vorstellung von seiner geistigen Eigenthümlichkeit und charakterisiren ihren einstigen Besitzer. Diese Bücher waren die einzige materielle Habe, die Meier Hirsch hinterlassen. Sie erinnert an Kepler, von dem es heißt, daß er bei seinem Tode nur einen Rock, zwei Hemden und Exemplare seiner Ephemeriden und rudolphinischen Tafeln zurückgelassen habe.

Diesen wenigen, nach kurzen Besuchen skizzierten Schilderungen möge sich endlich noch die schlichte Erzählung anschließen, die ich einer Dame verdanke, welche den Bedauernswerthen mit menschenfreundlicher Theilnahme viele Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte. Auf meine Bitte um Mittheilung ihrer Wahrnehmungen schrieb sie mir vor bereits längerer Zeit:

„Als im Jahr 1839 meine Mutter das Haus Wallstraße Nr. 73 käuflich übernommen hatte, wohnte daselbst in der ersten Etage die verwittwete Buchhalter S., bei der Meier Hirsch sich als Pensionär befand. Einige Jahre später verstarb diese seine Pflegerin, und es sollte ihm ein anderes Unterkommen beschafft werden. Da man uns aber sagte, Meier Hirsch sei schwer zu bewegen, das Haus zu verlassen, so richtete meine Mutter für die Hinterbliebenen seiner bisherigen Wirthin eine Wohnung in der dritten Etage ein und er bezog in derselben eine freundliche Stube, um, wie wir ihm wünschten, in gewohnter Ruhe weiter leben zu können. Das sollte ihm aber nicht lange vergönnt bleiben. Seine neuen, in vieler Hinsicht unredlichen Pfleger hielten ihn schlecht, und nur aus Veranlassung einer in der Wohnung wegen Diebeshehlerei nothwendig gewordenen Kriminalrecherche wurde er ihren Händen wieder entzogen. Es war etwa zu Anfang des Jahres 1843, als der Kriminalkommissarius Herr v. P. sich an meine Mutter mit der Bitte wendete, die augenblickliche Fürsorge für den in unserem Hause aufgefundenen Meier Hirsch so lange zu übernehmen, bis derselbe einer öffentlichen Anstalt übergeben, oder anderweitig für sein Unterkommen gesorgt sein würde. Die Bitten

des Beamten, der früher Artillerie-Offizier gewesen und Meier Hirsch als seinen Lehrer hochschätzte, waren so eindringlich und rührend, dass sie gern gewehrt wurden. Als bald wurde auch ermittelt, dass der Verleger der Werke Meier Hirsch's, Herr Kommerzienrath Carl Duncker, bisher die Pflegekosten für ihn gezahlt habe und auch ferner zu zahlen gern bereit sei, und dass auch seine Nefen, die Kaufleute H. und D. S., zu jedem Beitrage bereitwillig wären.

Der so erbarmenswerth Vernachlässigte wurde nunmehr unserer Pflegebefohlener. Es wurde ihm in der zweiten Etage ein Zimmer eingerichtet, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, und nach einiger Zeit hatten wir die Befriedigung, ihn so zu sagen erwachen zu sehen. Er wurde aufmerksam auf das, was um ihn vorging, sprach, wenn auch nur in kurzen Worten, mit der Aufwärterin und uns, die wir ihm dann und wann Erfriechungen, Blumen brachten, und äußerte endlich das Verlangen nach Lektüre, so dass, da er viel und wählerisch las, in der Fernbachschen Leihbibliothek ein Abonnement auf französische und deutsche Bücher für ihn besorgt werden musste. Am meisten las er neuere französische Schriftsteller, doch wies er George Sand mit Widerwillen zurück. Sein Lieblingsschriftsteller war Moliere, aus dessen Werken er nicht selten einzelne Stellen mit satyrischer Beziehung auf seine Umgebung rezitierte, und die er, wie Voltaire's Henriade oft zur Hand nahm, wenn die Fortsetzung eines begonnenen Buches nicht zu beschaffen war. Auch in der „Vossischen Zeitung“, die er täglich erhielt, las er fast ausschließlich nur technische

wissenschaftliche Artikel, politische interessierten ihn nicht, es sei denn, dass sie Napoleon betrafen, dessen kleine in seinem Zimmer befindliche Gipsfigur er gern betrachtete.

Für alle übrigen Verhältnisse und Bedingungen des Lebens, selbst für die allergewöhnlichsten und nothwendigsten, hatte er nicht das geringste Interesse und Verständniß. Gegen Besuche war er stumpf und apatisch, er blieb stets in halb liegender Situation, da sein Fußübel keine feste Bekleidung ertrug und nur die lose Hülle einer Decke gestattete.

Am 31. August 1850 wurde der Greis von einem leichten Schlaganfalle betroffen, von dem er sich bald wieder erholte, obwohl er jeden Beistand eines Arztes eigensinnig abwies. Die einzige Person, von der er ärztliche Pflege an seinem Fußübel lange Jahre stillschweigend duldete, war der Barbier.

Am 10. Februar 1851 wiederholte sich der Schlaganfall, diesmal stärker als zuvor, und wieder wies er jeden ärztlichen Beistand zurück und verschied nach hinzugetretenem Lungenschlage am folgenden Tage, den 11. Februar.

Seine Beerdigung am 13. Februar auf den jüdischen Friedhofe fand nicht die gebührende Theilnahme oder Beachtung. Er war den Zeitgenossen seit Jahrzehnten abgestorben.“

Sein Grabstein hat die Inschrift:

Hier ruhet

*Dr. Meier Hirsch,
geboren in Friesack,
gest. am 11. Februar 1851
im Alter von 80 Jahren*

*Das Endliche berechnend unermüdlich
Mit hellem Geist in langer Lebenszeit
Ging er hinüber sinnend, still und friedlich
Zum Reiche der Unendlichkeit.*

Leider ist diese Inschrift mehr schön als war. Die lange Lebenszeit war nicht von hellem Geist erleuchtet. Und so ist denn für das Exempel dieses umnachteten Lebens selbst am Grabe die richtige Lösung nicht gefunden worden.

Der vorstehende Aufsatz bezieht sich u.a. auf das **Vorwort zur achten Auflage der Sammlung von Aufgaben aus der Buchstabenrechnung** aus dem Jahre 1853. Auch wenn sich im Folgenden einiges doppelt, sei diese Vorrede hier vollständig wiedergegeben:

Vorwort zur achten Auflage

Der Verfasser dieser werthvollen Aufgaben-Sammlung hat die Erscheinung dieser Achten Auflage nicht erlebt. Er starb am 11. Februar 1851 im 86. Jahre seines Lebens.

Was uns aus den zugänglich gewordenen Quellen über sein Leben und Wirken bekannt ist, wollen wir hier

mittheilen.

Meier Hirsch ward im Jahre 1765¹¹ in Friesack, Regbz. Potsdam von jüdischen Eltern geboren. Diese in dürftigen Umständen, konnten für seine Ausbildung nichts thun. Er wurde im siebenten Jahre seinem Onkel Hildesheim in Berlin übergeben, und besuchte hier die damals bestehende jüdische Freischule. In dieser Schule wurde eine Preis-Aufgabe von Moses-Mendelssohn gegeben und der Schüler, welcher dieselbe lösen würde, sollte eine Prämie und später ein Stipendium erhalten. Meier Hirsch erwarb beides. Seine Lage war bis dahin so drückend, daß er täglich nur eine Mahlzeit nehmen konnte, um durch Ent-sagung soviel zu ersparen, als er zur Beschaffung von Licht bedurfte, um des Nachts zu lernen und zu arbeiten.¹²

Moses-Mendelssohn erkannte bald die Fähigkeiten, die Geistesschärfe des Jünglings, und nahm sich seiner an. Er ward sein Wohlthäter, und machte es seinem Schütz-ling möglich, seine Studien mit weniger Sorge fort zu set-zen. Später gelang es Meier Hirsch durch Ertheilung von Unterricht im Rechnen und in der Mathematik sich eine Existenz zu gründen. Unter seinen zahlreichen Schülern zählte er auch einen Prinzen des Königlichen Hauses. Die Beerbung eines Onkels befreite ihn von der Arbeit für das tägliche Brod und gestattete ihm sich ganz den Studien zu widmen. Bei diesen vertiefte er sich immer mehr in die Mathematik und trat nunmehr 1794 zuerst als Schrift-steller auf, mit:

Algebraischer Commentar über das zehnte Buch

des Euklides.

Diese drei Bogen starke Schrift ist wenig in den Buchhandel gekommen. In vielen Tausenden von Exemplaren dagegen diese hier in achter Auflage erscheinende:

Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra.

Die erste Auflage hiervon erschien im Jahre 1804 bei H.Frölich. Hierauf folgte 1805-1807 die schätzbare:

Sammlung geometrischer Aufgaben. 1. Theil (Planimetrie und Trogonometrie) 1805

Derselben zweiter Theil (Poligonometrie, Stereometrie, sphär. Trigonometrie ect.) 1807

Im Jahre 1809 erschien die von den Kennern mit vielen Beifall aufgenommene:

Fortsetzung der Sammlung von Beispielen ect. aus der Buchstabenrechnung und Algebra oder Sammlung von Aufgaben aus der Theorie der Gleichungen. Berlin, Duncker & Humblot (Nachfolger von H.Frölich).

Sein letztes Werk, das er nach keinem vorhandenen Muster ausgearbeitet hatte, gab Zeugniß von der großen Arbeitsamkeit und der fast beispiellosen Sorgfalt des Verfassers. In diesem 39 $\frac{1}{2}$ Bogen starken Buche

Integral-Tafeln oder Sammlung von Integral-

Formeln 1810 in 4^{to}.

wurde nur Ein Druckfehler aufgefunden.

Mit diesem Werke schloß sich unseres dahingeshiedenen Freundes literarische Thätigkeit. Denn als der Verewigte im Jahre 1814 in einer Prozeßsache bei dem Kammergericht, gegen einen Beamten Injurien äußerte, hatte dies die Folge, daß er eine Zeitlang ins Haus-Voigtei-Gefängniß zu Berlin kam; dann zur Abbüßung der festgesetzten Strafe nach Stettin zum Festungs-Arrest abgeführt wurde. Als man es ihm freistellte dahin zu fahren, bestand er darauf den Weg zu Fuß zu machen, und legte denselben in Begleitung eines Gensd'armen zurück. Nach überstandener Strafzeit kehrte er wieder nach Berlin aber innerlich gebrochen und zerknirscht zurück. Es zeigte sich nun bald eine so feindliche, mißtrauisch, argwöhnische Gesinnung gegen Welt und Menschen, eine solche Abneigung gegen alles Wissenschaftliche, daß er kaum noch ein Buch nur zur Hand nahm. Er verfiel in ein förmliches Brüten, in eine starre Abgeschlossenheit, so daß er auch von seinen eigenen Büchern weder etwas hören noch wissen wollte. Hatte er früher schon sehr einfach gelebt, so entsagte er nun fast allem nicht unbedingt Nothwendigen, und führte ein mehr als stoisches Leben. Seinen Verwandten und Freunden überließ er die Sorge für Obdach und Nahrung, verschmähte in Krankheitsfällen jeden ärztlichen Beistand, und verlebte so 37 Jahre in Abgeschiedenheit und ohne alle Beschäftigung. Als vor etwa fünf und zwanzig Jahren die Universität Erlan-

gen ihm das Doctor-Diplom aus eigenem Antriebe übersandte, hoffte man, daß diese Ehrenbezeugung ihn aus seiner Lethargie erwecken und der Wissenschaft wieder zuführen sollte - aber vergeblich. Es ist nicht zu sagen, wie viel die Wissenschaft dadurch verloren; denn was hätte ein Mathematiker wie Meier Hirsch nicht in beinahe 40 Jahren leisten können!

Der Unterzeichnete ist sich bewußt Alles hervorgesucht, Alles gethan zu haben, um ihn der Welt und der Wissenschaft wieder zuzuführen, aber alle Bemühungen scheiterten an einem eisernen Starrsinn

Nach einem kurzen Krankenlager ist der seltene Mann sanft dahingegangen. Er ruht auf dem hiesigen jüdischen Begräbnißplatze, wo ein Stein folgender Inschrift:

***Das Endliche berechnend unermüdlich
Mit hellem Geist in langer Lebenszeit,
Ging er hinüber sinnend, still und friedlich
Zum Reiche der Unendlichkeit***

die Grabstätte bezeichnet. Ein noch unvergänglicheres Denkmal hat er sich selber durch seine Schriften gesetzt.

Wie er nun an dieser Sammlung selbst nichts ändern wollte, so konnte auch die Verlagshandlung sich nicht entschließen von einer anderen Hand daran etwas ändern zu lassen, zumal Männer der Wissenschaft ihr Urtheil dahin gaben, daß namentlich an dieser Aufgabensammlung kaum etwas zu ändern und zu verbessern sei. Es hat nicht gefehlt, daß man dieselbe für andere ähnliche Sammlungen ausgebeutet, ja ohne Scham und Scheu

nachgedruckt hat, dessen ungeachtet hat unsere Ausgabe sich der immer weiteren Verbreitung zu erfreuen gehabt, und so empfehlen wir denn diesen neuen achten Abdruck der ferneren Gunst des mathematischen Publikums!

Berlin, im September 1853

*Carl Duncker
Names der Verlagshandlung*

Im Aufsatz der **Israelitischen Wochenschrift** sowie im **Vorwort zur achten Auflage der Sammlung von Aufgaben aus der Buchstabenrechnung** des Verlegers Carl Duncker findet sich der Hinweis auf den Ehrendoktor der Universität Erlangen. Es lag daher nahe, die Universität Erlangen um ggf. noch vorhandene Unterlagen zu diesem Vorgang zu befragen.

Durch das Universitätsarchiv wurde dem Herausgeber eine Ablichtung von vier handschriftlichen Seiten aus einem Ehrenpromotionsakt übermittelt. Offensichtlich handelt es sich hierbei um andere Unterlagen als die, auf die sich der Autor des Aufsatzes in der **Israelitischen Wochenschrift** bezieht.

Vielmehr werden die Darlegungen des Carl Duncker in seinem Vorwort gestützt. Das Schreiben des Dekan der mathematischen Fakultät an seine Kollegen gewährt darüber hinaus einen weiteren Einblick in das damalige Umfeld des Meier Hirsch:

Aus zwei beiliegenden Briefen des Herrn D. Martin

Ohm zu Berlin an mich werden Sie erfahren, daß derselbe und noch einige andere namentlich aufgeführte Männer zu Berlin den Wunsch hegen, daß dem Privatlehrer der Mathematik zu Berlin Herrn Meier Hirsch von unserer Fakultät das Diplom honoris causa und blos gegen Behauptung des Unerläßlichen ertheilt werde.

Aufgefordert, diesen Wunsch der Fakultät vorzulegen, vollziehe ich hiermit diesen Auftrag und bemerke vorab folgendes.

Herr D. Ohm¹³ und die anderen Berliner Gelehrten, die er namentlich anführt, hegen diesen Wunsch zu Erreichung der menschenfreundlichen Absicht, daß durch diese Auszeichnung der Herr Kandidat von einer Gemüthskrankheit und Schwermuth wo möglich geheilt werden möge, in die er seit einigen Jahren verfallen ist, und so den Wissenschaften wieder gegeben werde möge.

Daß Herr Meier Hirsch durch seine herausgegebenen mathematischen Schriften sich als einen vorzüglichen Mathematiker gezeigt hat, und dieser Ehre vollkommen würdig ist, kann ich anführen. Seine Schriften sind wahrhaft klassisch zu nennen. Er glaubte ein Problem gelöst zu haben, woran die Bemühungen der großen Mathematiker vor ihn scheiterten, nämlich die Auflösung der höheren Gleichungen des fünften und höheren Grades. Er hat sich darin geirrt, aber auch diesen Irrthum eingesehen, und die Behauptung daher in einer neuen Schrift, nochmalig (in) seinen Integraltafeln zurückgenommen. Möglich aber auch ist es, daß das zu anhaltende Nach-

denken über solche schwierigen Untersuchungen die Geisteszerrüttung bemüht hat, an der er gegenwärtig leidet, und von der ihm Herr Ohm aus ... gern heilen möchte.

Als ich den ersten Brief vom 24. Oct. d. J. von Herrn D. Ohm erhielt, hielt ich ihn noch nicht genügend der Fakultät vorzulegen, sondern schrieb Herrn Ohm, ich fürchte, sein Brief möchte, wenn ich ihn, so wie er ist, der Fakultät vorlege, leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, man möchte glauben Herr M. Hirsch sei in völliger Narrheit verfallen, und daher Bedenken (fangen) ihn zu promovieren. Ich forderte also Herr D. Ohm auf, mir in einem anderen Schreiben, daß ich der Fakultät vorlegen könne, den wahren Gemütszustand des Herrn Kandidaten unverholen zu (er)wähnen, und zugleich die Gründe anzugeben, warum er und seine Freunde sich nicht einfach an die Berliner Universität selbst mit ihrem Ersuchen wendeten.

Darauf erhielt ich den zweiten Brief vom 19ten Nov., worinnen der bedenkliche Umstand nur ganz leise berührt worden ist. Ohnmachtet (Ungeachtet) Herr Ohm mich nun in einer Beilage zu diesen zweiten Briefe auffordert, den ersten Brief zu vernichten, so habe ich es doch für Pflicht gehalten, ihn meinen hochzuverehrenden Herrn Kollegen doch noch vorzulegen, damit sie von den Verhältnissen genau unterrichtet sind.

Ich bitte nun zu entscheiden was geschehen soll. Meine Meinung geht dahin, daß dem ausgedrücktem Wun-

sche des Herrn M.Ohm und seiner Freunde entsprochen werde, indem ich glaube, daß wir von dem bedenklichen Umstande seiner, wir wollen hoffen noch heilbaren Gemütskrankheit, keine offizielle Notiz zu nehmen Ursache haben, sondern uns blos an seine Schriften halten, die ihn dieser Auszeichnung vollkommen würdig machen.

Aus dem Namen des Herrn Kandidaten werden übrigens meine hochzuverehrenden Herrn Kollegen schon von selbst annehmen, daß er ein Isrealit ist.

*Erlangen
den 14 Dec 1822*

*D. H.A..Rothe
Dekan*

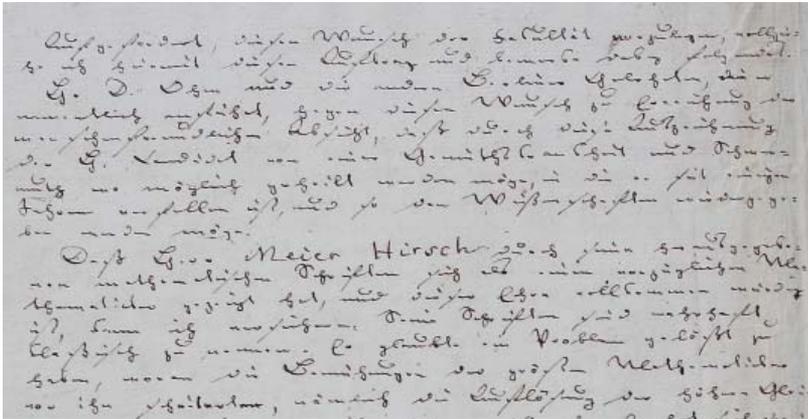
** muß ich unter diesen erdenklichen Umständen mein
Votum sekundieren*

D.Breyer

** vollkommen einverstanden mit spectabli Dec.¹⁴
W.*

** mit spectab. Dec. vollkommen einverstanden
Kastner*





Textausschnitt aus der Ehrenpromotionsakt der Universität Erlangen

Ob nun durch den Ehrendokortitel vielleicht doch etwas aus der beschriebenen Lethargie erweckt oder möglicherweise in einer weniger starken Phase der offensichtlichen psychischen Erkrankung - jedenfalls nutzte Meier Hirsch im Jahre 1825 den frisch erworbenen Dokortitel.

Für das Werk

Die Rechenkunst in ihrer Vereinfachung...

von J.A. Friedländer

Berlin, 1825 bei F.A. Herbig

schrieb **Dr. Meyer Hirsch** eine vierseitige Vorrede. Der Inhalt und Stil dieser Vorrede zeigt, dass die Krankheit möglicherweise sein Gemüt, nicht aber seine intellektuellen Fähigkeiten beeinflusst hatte.

Eine vielleicht abschließende Würdigung der Person Meier

Hirsch stammt vom Philosophen Heymann Steinthal, der in einem Aufsatz über das „bittere Gefühl des erlittenen Unrechts“ der assimilierungswilligen deutschen Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb:

*Wenn ich an den Mathematiker Meyer Hirsch denke, so möchte ich sagen, er habe seine Bitterkeit bis zu dem vollen Heroismus ausgebildet, der da spricht: Was wollt ihr mir geben? Wer bin ich euch?*¹⁵

Anmerkungen

- 1 *Vorlesungen über die Entwicklung der Mathematik im 19. Jahrhundert*; Felix Klein (1927) - S.356
- 2 *Allgemeine Deutsche Biographie*, Band 12 (1880) - S.467
- 3 *Fortsetzung der Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra*, Meier Hirsch - Privatleber der Mathematik; bey Duncker und Humblot (1809) - S.III ff.
- 4 *Integraltafeln oder Sammlungen von Integralformeln.*, Meier Hirsch; bei Dunckert und Humblot (1810) - S.VII
- 5 Ludwig Geiger, *Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt*; Band II S. 92
- 6 Chevrat Chinnuch Nearim - die jüdische Freischule in Berlin (1778-1825) im ... (2001), Ingrid Lohmann, Uta Lohmann - S.504
- 7 ebenda. S. 505
- 8 Leopold Zunz, *Jude, Deutscher, Europäer; ein jüdisches Gelehrtenchicksal des 19. Jahrhunderts in Briefen an Freunde*, Nabum N. Glatzer (Hg.), Tübingen 1964 - S.86
- 9 Bei diesem „Korrekturbeweis“ scheint der Autor allerdings selbst einem Irrtum aufgesessen zu sein. Geht man vom Todesdatum und der Inschrift des Grabsteines aus, so ist Meier Hirsch um 1771 geboren, George Salomon datiert das Geburtsjahr auf 1770. Damit ist es durchaus möglich, dass er einer der ersten Schüler der 1778 gegründeten Freischule war. Er selbst beschreibt sich 1806 als ehemaligen Schüler dieser Anstalt. (siehe Briefwechsel mit Freischuldirektion)
- 10 Karl Sigmund Franz Freiherr vom Stein zum Altenstein (* 1. 10. 1770; † 14. Mai 1840) war von 1817-1838 Kultusminister. Er reformierte das preußische Schul- und Bildungswesen. Das heute noch übliche System aus Grundschulausbildung und differenzierte weiterführende Schulen geht auf ihn zurück.
- 11 Möglicherweise ist diese falsche Angabe von Dunker die primäre Quelle für das fortan auch in anderen Artikeln immer wieder falsch zitierte Geburtsdatum.
- 12 Diese These scheint eher unwahrscheinlich, da seine Eltern nicht völlig unvermögend waren. Der Onkel, bei dem Meier Hirsch lebte und den er später beerbte, war sogar recht vermögend.
- 13 Dr. Martin Ohm * 6.5.1792 in Erlangen; + 1.4.1872 in Berlin. Mathematiker, Professor, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses von 1849-52. Von ihm stammt die Bezeichnung „Goldener Schnitt“. Bruder von Georg Simon Ohm, dem Begründer des „ohmschen Gesetzes“ und Namensgeber für die Einheit des elektrischen Widerstandes.
- 14 spectabli Dec. = Spectabilis Decanus - seine Spektabilität („Ansehnlichkeit“), der Dekan
- 15 Über Juden und Judentum: Vorträge und Aufsätze..., Heymann Steinthal, 1906 - S.74

Integration und Assimilation

Von einem relativ entspannten Miteinander zwischen jüdischer und christlicher Bürgerschaft im 19. Jahrhundert zeugt nicht nur der Text der „Ferientage in Friesack“. Neben den dort nachlesbaren deutlichen Hinweisen auf gut gelebte Nachbarschaft (der evangelische Pfarrer Beust war freiwilliger Archivar der Familie Salomon, Mendel S. ist „*Höchstkommandirender*“ der Friesacker Schützengarde) gibt es weitere Zeugnisse von der festen Verankerung der jüdischen Bürger Friesacks in die christlich geprägte Mehrheitsgesellschaft.

Ein besonders herausragendes Beispiel ist die Stiftung des Rubens-Bildes

„Das Schweißtuch der Veronika“

durch Salomon (Solon) Samelson für die evangelische St. Marienkirche in Kyritz.



Das Schweiß Tuch der Veronika

Foto: Leist

Folgender Artikel geht auf diesen Vorgang ausführlich ein:

Hermann Simon

***Herr Samelson aus Friesack
und das »Schweiß Tuch der Veronika«****

Die in der Ostprignitz im Land Brandenburg gelegene Kleinstadt Kyritz trägt mit Recht den Beinamen »Stadt der Seen und Wälder«, wird aber im Volksmund »Kyritz an der Knatter« genannt, obgleich sie an einem kleinen Nebenfluß der Dosse, der Jäglitz, liegt. Die seltsame Bezeichnung ist wahrscheinlich auf

* Erschienen in: Menora; 4(1993).-S.304-314

das längst verstummte Knattern der vielen Wassermühlen an den Flußufern zurückzuführen.¹

Große Berühmtheit genoß einst »das starke >Mord und Totschlag< genannte Kyritzer Bier, das Tatendurst erzeugt«² und »auch am kurfürstlichen Hofe Absatz fand«.³ Heute gilt der Hauptort der Ostprignitz als beliebtes Naherholungsziel der Berliner und beherbergt jährlich eine große Zahl von Feriengästen, die von der reizvollen Landschaft angezogen werden: »Bewaldete Steilufer an den fünf schmalen Rinnenseen geben der Landschaft ein unverkennbares Gepräge.«⁴

Aus der Stadt Kyritz nun, die 1987 ihr 750jähriges Bestehen feierte, erhielt die Jüdische Gemeinde in Ostberlin zwei Jahre zuvor eine Einladung zu einer Festveranstaltung am 31. März 1985 »anlässlich der Wiederkehr des restaurierten Gemäldes >Kreuztragung Christi< von P.P. Rubens und v. Dippenbeck«. Diese Einladung zeichneten der Gemeindegemeinderat der Kirchengemeinde Kyritz und der Kreiskirchenrat des Kirchenkreises Kyritz-Wusterhausen; die Festveranstaltung stand unter der Schirmherrschaft des Generalsuperintendenten des Sprengels Potsdam, Günter Bransch.

Was für eine Bewandnis hatte es mit dem Rubens-Gemälde? Warum wurde auf die Anwesenheit eines Vertreters der Berliner Jüdischen Gemeinde Wert gelegt? Im Jahre 1850 hatte ein Herr Samelson der evangelischen Kirchengemeinde in Kyritz das Bild dediziert; das Geschenk war von einem eigenhändig geschriebenen Brief des Spenders begleitet. Dieses Schreiben ist erhalten geblieben; es trägt das Datum: 20. Juli 1850. Das Gemälde war im Laufe der Jahrzehnte in einen beklagenswerten Zustand geraten und

mußte in jahrelanger mühseliger Arbeit restauriert werden. Seiner »Wiederkehr« an den angestammten Platz in der St. Marienkirche galt die Feier.

Wer der Spender Samelson war, wußte in Kyritz 1985 niemand. Der Familienname legte den Initiatoren des Festakts die Vermutung nahe, daß er aus einer jüdischen Familie stammte, der Inhalt des Briefes - im Mittelpunkt steht der Toleranzgedanke, worauf noch zurückzukommen ist - schien ihnen dafür zu sprechen, daß Samelson nicht nur »jüdischer Herkunft«, sondern Jude war. Eben darum wurde die Jüdische Gemeinde Berlin, da es in Kyritz keine Juden mehr gibt, zur Feier eingeladen und gebeten, nach Möglichkeit Näheres über die Person des Herrn Samelson zu ermitteln, und aus dem nämlichen Grunde war die Festveranstaltung dem Thema »Möglichkeiten und Grenzen der Toleranz zur Findung des Lebens« gewidmet; Kurzvorträge »zur Thematik des humanistisch-jüdisch-christlichen Dialogs« waren vorgesehen.

Der Verfasser dieses Beitrags wurde von der Berliner Gemeinde beauftragt, als ihr Vertreter der Einladung zu folgen und den Versuch zu unternehmen, Angaben über die Person des Donators zu ermitteln.

Wenden wir uns zunächst dem Gegenstand zu, der unser Augenmerk auf die Familie Samelson gelenkt hat: dem Gemälde. Es soll aus der Rubensschule stammen und ist in der Kunstgeschichte beschrieben als »Ölgemälde, 1.20 x 2.32 m.«⁵ In dem zitierten Kunstführer wird bezüglich des Werks - wie auch sonst meist - nicht von »Kreuztragung«, sondern vom »Schweißbuch der heiligen Veronika« gesprochen. Beide Varianten sind

gerechtfertigt: Sie heben je einen anderen Aspekt des Dargestellten hervor. In der katholischen Kirche wird das Schweiß Tuch (sudarium) der Veronika als Reliquie verehrt.

»Nach der Legende soll diese [d.h. Veronika, H. S] dem Heiland bei seinem Gange zur Kreuzigung ein Tuch zum Abtrocknen des Schweißes gereicht und dieses gegen sein Gesicht gedrückt haben. Da das Tuch dreimal zusammengelegt gewesen, so seien dadurch 3 gleiche Abdrücke des Gesichts Jesu entstanden [...]«.⁶

Auf kunstgeschichtliche Details - Echtheitsfragen, den ästhetischen oder gar materiellen Wert - ist in diesem Zusammenhang nicht einzugehen: Als »Rubens« wurde das Bild gestiftet, als »Rubens« restauriert und, in neuem Glanz erstrahlend, gefeiert. Es soll nicht verschwiegen werden, daß gegen die Echtheit des Gemäldes Bedenken erhoben worden sind. In diesem Sinne äußerte sich Gerd Bartoschek in einem Brief vom 20. Juni 1986 an den Kyritzer Superintendenten.

Bis 1974 hing das Bild eingerahmt in der Pfarrkirche St. Marien, einem prächtigen Sakralbau, aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts stammend, neben der Tür zur Sakristei. Durch Ruß und Staub wurde das Gemälde so stark verschmutzt, daß es dringend der Restauration bedurfte. Diese besorgten nach allen Regeln der Kunst Heinz und Jan Seifert in Potsdam; die notwendigen Arbeiten zogen sich von 1980 bis 1985 hin.

Ausdrücklich hatte der Donator in einem kurzen Brief, in dem es um technische Fragen im Zusammenhang mit der Überstellung des Kunstwerks ging, darauf hingewiesen, daß es pfleglich zu

behandeln sei. Dieses Schreiben wird hier in extenso zitiert:

»Berlin, den 7. August 1850

Herrn Friedrich Wilhelm Grabau wohlhg.⁷

*Ich beziehe mich auf mein Schreiben vom 20 ten vorigen Monats, hoffentlich werden Sie solches erhalten haben. Seit dem empfangen ich Ihr geehrtes vom 31 ten, v[origen] M[onats], worin Sie mir den richtigen Empfang d[es] Bildes anzeigen. Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Darstellung der Kreuztragung Christi von van Dippenbeck, ein Schüler Rubens, gemalt ist. Sie finden den Namen am Ende des Bildes, lings. Die Kiste wollen Sie gefälligst an sich nehmen, bis ich darüber verfüge. In dem ich hoffe, daß Sie dafür Sorge tragen werden, daß der Rahm[en] nicht beflekt wird, weil ein echt vergoldeter Rahm[en] keine Nässe leidet, zeichne ich mit Achtung
S. Samelson*

Wenn Sie Gelegenheit haben, die Herren Gerlof Senior und den Leut[nant] Voße zu sehen, Tausend Grüße an dieselben.«

Wichtiger ist uns die eigentliche Zueignung des Gemäldes. Der Text lautet:

»Berlin, den 20. Juli 1850

Herrn Friedrich Wilhelm Grabau wohlhg. in Kyritz

Werther Freund!

Ich mache Ihnen hiermit die ergebenste Anzeige, daß ich das Bild am 24. dieses [Monats] abschicke, und solches am 25 ten in Zernitz in Empfang genommen werden kann. Es ist die Kreuztragung Christi, Höhe 2 1/2 und Länge 3 1/2 Ellen. Eine Darstellung, daß der Weltschmerz nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart angehört, wird, wo geistige Freiheit die Anschauungsweise nicht behindert, jede confessionelle Starrheit von sich fern halten. Wo Vorurtheile aus dem Bewußtsein der Gegenwart entschwunden sind, kann die Betrachtung der Leidensgeschichte unsere Gefühle erwecken, die der ganzen Menschheit angehören. Weiß man auch, daß [es] zu allen Zeiten Verfolgte und Verfolgende gegeben, an Liebe und Gerechtigkeit nahmen alle Nationen Antheil. Von dieser Ansicht ausgehend war mir das Bild Werth. Und ich ersuche Sie ganz ergebenst, solches als ein Geschenk für die dortige Kirche in meinem Namen den Herrn Kirchenvorstehern zu übergeben. Wünsche, daß es denjenigen Platz angewiesen erhalte, von dessen Standpunkt aus es zu jener Betrachtung auffordert.

*Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.
S. Samelson«⁹*

Warum Samelson, in Berlin lebend, der Kirchengemeinde in Kyritz das Bild geschenkt hat, bleibt ebenso im dunkeln wie die Herkunft des Gemäldes.

Wie war es in seinen Besitz gelangt? Wo und warum hatte er es

erworben? Bisher sind alle Recherchen zur Aufhellung des Sachverhalts ergebnislos verlaufen.

Was den Donator mit der Pfarrkirche St. Marien verband, wissen wir nicht. Er stammt nicht aus Kyritz, sondern aus dem benachbarten Friesack. Dort wurde er im Jahre 1786 geboren.¹⁰ In Friesack gab es eine kleine, aber rege jüdische Gemeinde. Der »Anlage zum Bericht der Regierung zu Potsdam vom 27. Januar 1844 im Betreff der Regulirung des jüdischen Cultus- und Schulwesens« entnehmen wir folgende Informationen:

»Vor 5 Jahren erbauten 3 Judenfamilien ein eigenes Bethaus, was sie ihren übrigen Glaubensgenossen gegen einen Beitrag zu den Unterhaltungskosten zur Mitbenutzung überlassen haben. Zur Zeit gehört das Bethaus einer Wittve Salomon, welche es der Gemeinde zum Eigenthum geschenkt hat und wozu die Allerhöchste Genehmigung unterm 16 t. October 1843 ertheilt worden ist. Diese Judengemeinde besteht aus 9 zu Friesack und einer zu Rhinow wohnenden Familie.«¹¹

Weiter heißt es:

»Die Gemeinde hat einen Schächter und Vorsänger, der von der Wittve Salomon als ältestem Mitgliede der Gemeinde angenommen wird und in dem Verhältniß eines Haus-Officianten steht. Derselbe hat Wohnung im Bethause und Besoldung und Kost der Reihe nach bei den Gemeinde Mitgliedern [...]. Beim Gottesdienste bedienen sich die Juden der hebräischen Sprache. Predigten werden nicht gehalten. Die Aufnahme der Kinder in die Gemeinde erfolgt nach

vorgängigem Unterricht in den Glaubenslehren durch öffentliche Ablegung des Glaubens-bekennnisses im Betlokale, worauf die Einsegnung in den Formen der christlichen Kirche erfolgt. - Eine besondere Amtstracht hat der Cultusbeamte nicht.«¹²

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts sollen in Friesack kontinuierlich Juden gelebt haben, doch nahm ihre Zahl im 19. Jahrhundert stetig ab, so daß 1892 die kleine Zahl der noch ansässigen der weit größeren Gemeinde in Rathenow unterstellt wurde. Rathenow, eine Stadt mit aufblühender (vor allem optischer) Industrie, hatte einen Zugang von Juden zu verzeichnen, während das Landstädtchen Friesack sich nicht entwickelte und die dortige jüdische Gemeinde dahinschwand. Das stellt eine Umkehrung früherer Verhältnisse dar: Die acht 1774/77 in Rathenow nachgewiesenen jüdischen Familien hatten zur Gemeinde in Friesack gehört. Näheres über die Geschichte der Juden in Rathenow ist einer soeben erschienenen, eine Ausstellung begleitenden Broschüre zu entnehmen, die das Kreismuseum Rathenow herausgegeben hat.¹³

Um 1786 besaß Friesack nicht nur eine intakte jüdische Gemeinde, sondern stellte auch ein jüdisches Zentrum mit einer gewissen Ausstrahlung dar. In diese kleine Welt wurde Salomon Samelson als Sohn des Samuel Aron in Friesack hineingeboren. Seit seiner Jugend nannte er sich nicht Salomon, sondern Solon und erwarb am 10. April 1811 unter diesem Namen, also »Solon Samelson, ein Courtier aus Friesack«, das Bürgerrecht in Magdeburg.¹⁴ Bei dieser Gelegenheit hat er den Namen Samelson

als festen Familiennamen angenommen, und zwar indem er, wie es bei Juden und Nichtjuden häufig begegnet, den Namen des Vaters - Samuel - als Ausgangsmaterial für den Familiennamen wählte. Samel ist eine Kurz- bzw. Koseform von Samuel. (Wir kennen sie in verschiedenen Schreibungen, auch Sämel, Semel oder Semmel.) Juden im deutschen Sprachraum war oft nicht mehr bewußt, daß der Namensbestandteil »-el« hebräisch ist und »Gott« bedeutet; sie verkannten »-el« als deutsches Diminutiv-suffix in Analogie zu »Hänsel« und »Gretel«. Zur Worterklärung schreibt Marie Simon:

»Den Namen Semmel oder Sämel, in Wahrheit eine Kurzform von Samuel, deutete Moses Minz, der aus Mainz stammte und diese Stadt bei der Plünderung 1445 verließ, als einen Namen für schöne weiße Kinder, so weiß wie das Mehl, aus dem Semmeln gebacken werden. Wir bezeichnen den Vorgang heute als eine Phantasieetymologie. Sie ist aufschlußreich, zeigt sie uns doch, daß das Bewußtsein des Moses Minz durch seine deutsche Muttersprache geprägt war [...]«.¹⁵

Unserem Salomon, genannt Solon, war offenbar bewußt, daß Samel auf Samuel, seines Vaters Namen, zurückgeht. Die Anfügung »-sohn« oder »-son« oder das deutsche Genitiv-s bzw das lateinische Genitiv-i weist auf die Sohnschaft hin, z.B. Jacobsohn, Jacobson, Jacobs, Jacobi, Abrahamsohn usw. Im Falle der Familie Samelson, um die es hier geht, schwankt die Benennung vor 1812 - in diesem Jahr wurden die Juden durch Gesetz verpflichtet, feste Familiennamen anzunehmen - zwischen Samelson und Samels. Dem glücklichen Zufall, daß beide Namensformen relativ selten begegnen, ist es zu verdanken, daß

ich den Donator sicher identifizieren konnte.

1817 erscheint er im Magdeburger Adreßbuch mit folgender Eintragung: »Samelson, S., Wechsel-Sensal, Münzstraße 2«. Bis 1819 lebt Salomon/Solon in Magdeburg. Ab 1822 ist er in Berlin nachweisbar; in diesem Jahr wurde er als Siegfried Samelson Bürger dieser Stadt.

Mit seinem Bruder Pincus (später Philipp), der am 12. Juni 1780 in Friesack geboren ist und schon seit etwa 1806 als Händler in Berlin lebt¹⁷, betreibt er gemeinsam - zunächst in der Jüdenstraße 58, später in der Königstraße 6 - ein Geschäft: die Firma Samels. Nach dem Tode von Philipp, der in Berlin am 9. Mai 1830 starb, führt Siegfried die Firma (jetzt Behrenstraße 25) bis etwa 1843 allein weiter. Im Jahre 1844 verzeichnet ihn der Berliner Wohnungsanzeiger als Inhaber des »Modemagazins für Herren, An der Schleuse 15«. An diesem Geschäft beteiligt sich in den folgenden Jahren ein Bekannter aus Friesack. Es handelt sich um Hirsch Jeremias Hartung (geb. 8. Dezember 1804 in Friesack), der nach seinem Übertritt zur christlichen Religion am 3. April 1835¹⁸, nachdem er bereits sechs Jahre als Bürger in Berlin gelebt hatte, am 4. April 1836 auf den Namen Herrmann Ludwig Hartung nach christlichem Ritus vereidigt und mit einem neuen Bürgerbrief versehen wurde.

Die Firma »Hartung & Samelson« betrieb ihr Geschäft ab 1845 zunächst an der bekannten Adresse, dann als »Modewarenmagazin für Herren« in der Jägerstraße 51 und schließlich seit 1849 (unter der Bezeichnung »Modemagazin für Herren«) auch in der Oberwallstraße 12-13. Die Privatadressen der Eigentümer

änderten sich im Laufe der Jahre. Der Courtier Siegfried Samelson erschien letztmalig im genannten Wohnungsanzeiger im Jahre 1853; damals wohnte er Unter den Linden 50.

Wie bereits gesagt, wir wissen nicht, wie Samelson in den Besitz des Gemäldes gelangt ist, das er der Kirchengemeinde in Kyritz geschenkt hat. Eine Tatsache könnte in diesem Zusammenhang vielleicht relevant sein. Der bereits erwähnte Bruder Pincus bzw Philipp Samelson war mit einer Frau verheiratet, die aus Holland, und zwar aus der Provinz Geldern, stammte. Er hatte am 21. August 1816 Maria Anna geheiratet, die Tochter des Kaufmanns Baruch Hartog in Zaltbommel.¹⁹ Hatte Siegfried Samelson durch seine Schwägerin Beziehungen zum niederländischen Kunsthandel? Der Donator hat als Jude gelebt und ist als Jude gestorben: Sein Grab auf dem 1827 gegründeten Jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee in Berlin konnte nach intensiver Suche gefunden werden.²⁰ Dieser Friedhof diente der Berliner Jüdischen Gemeinde bis 1880 als Begräbnisstätte. Bei dem Grabmal handelt es sich um einen Sandstein; die Inschrift ist nur noch teilweise erhalten. Auf der hebräischen Textseite sind neben dem Namen keine weiteren Informationen mehr erhalten; auf der anderen Seite lesen wir:

»Hier ruht in Gott Siegfried Samelson geb. am 26. Septemb[er] 5546-1786 ges[t]. [am] 2 x [S]ept[ember] [...]«

Das Todesdatum war bisher nicht zu ermitteln. In den bei den preußischen Amtsgerichten seit 1847 zu führenden Registern für Juden und Dissidenten ist unser Samelson nicht verzeichnet.²¹ So ist anzunehmen, daß der Tod nicht in Berlin eingetreten ist. Es

ist zu vermuten, daß Samelson 1853/54 verstorben ist, denn, wie bereits erwähnt, ist er 1853 letztmalig im Berliner Wohnungsanzeiger aufgeführt. Vielleicht wurde Samelson Opfer der 1853 in Berlin wütenden Cholera.²² Über Samelsons Leben und Wirken für die Jüdische Gemeinschaft konnte ich kaum Belege finden. Im »Vierten Jahresbericht über das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut für Mädchen« finden wir ihn als Spender. »Für die vier Waisenmädchen zu ihren Sparkassenbüchern« spendet S[iegfried] Samelson jeweils einen Taler.²³

Auf den Brief Samelsons zurückkommend, der 1850 die Schenkung begleitete, stellen wir eine charakteristische Ambivalenz fest: Einerseits vertritt der Verfasser in schlichter Weise Postulate der deutschen Aufklärung und stellt sie als bereits verwirklicht dar - Vorurteile seien aus dem Bewußtsein geschwunden, geistige Freiheit halte konfessionelle Starrheit fern -, andererseits aber durchschaut er dies offenbar als trügerischen Schein, denn er hält es für geboten, zur Toleranz zu mahnen und mit gutem Beispiel voranzugehen, indem er, der Jude, einer evangelischen Kirche die bildkünstlerische Darstellung einer Kreuztragung Christi zueignet unter Hinweis auf die Zeitlosigkeit und Allgemeinmenschlichkeit des Leidens. In diesem Sinne möge das Gemälde wirken, habe es doch stets Verfolgte und Verfolgende gegeben. Auch wenn wir den Donator nicht identifiziert hätten und sein auf einen jüdischen Träger hindeutender Name unbekannt geblieben wäre, ließe die Anspielung auf dauernde Verfolgungen einen Juden als Urheber des Briefes vermuten.

Es leuchtet ein, daß es wann und wo auch immer die Schwachen, die unterdrückten Minderheiten sind, die sich für Toleranz

einsetzen; denn wenn sie nicht geduldet würden, könnten sie nicht existieren, und es liegt auch nahe, bei der Werbung für Toleranz auf historische Vorbilder zurückzugreifen. Dessen war sich Moses Mendelssohn bewußt, als er Marcus Herz veranlaßte, des Manasse Ben Israel 1656 gedruckte Schrift »Vindiciae Judaeorum« aus dem Englischen zu übersetzen. Diese Abhandlung - im Deutschen lautet der Titel »Rettung der Juden« - sollte der Wiederaufnahme der Juden in England dienen, und Mendelssohn wollte sie eben wegen des Toleranzgedankens reaktualisieren: deshalb verfaßte er eine Vorrede, datiert Berlin, 19. März 1782, im Geist der deutschen Aufklärung, Lessing und Dohm mehrfach erwähnend, in der es heißt: »[...] die Schrift des Rabbi hat mir jetzt, da so viel und mancherley von und über die Juden gesprochen wird, der Uebersetzung nicht unwerth geschienen.«²⁴

Worum es Mendelssohn geht, sagt er deutlich am Anfang seiner Vorrede:

»Dank sey es der allgütigen Vorsehung, daß sie mich am Ende meiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfangen. Wenn bisher von Duldung und Vertragsamkeit unter den Menschen gesprochen ward; so war es immer die schwächere, bedrückte Partey, die sich unter dem Schutze der Vernunft und der Menschlichkeit zu retten suchte. Der herrschende Theil hatte entweder für beyde keinen Sinn, oder stützte sich auf die leider! allzu gemeine Erfahrung, daß der schwächere Theil, an allen Orten, wo er Macht und

Gelegenheit dazu hat, es nicht besser machen würde, und gründete hierauf den Argwohn, daß man ihm nur das Heft aus den Händen zu winden suche, um die Spitze wider ihn selbst zu kehren. Man schien nicht zu überlegen, daß dieser Argwohn nothwendig Haß und Zwiespalt unter den Menschen verewigen müsse, und daß der Geist der Versöhnung, so wohl als die Liebe, vom starken Theile die ersten Schritte fordert. Dieser muß sich seiner Überlegenheit entäußern, und anbieten, wenn der schwächere Theil Zutrauen gewinnen, und erwidern soll. Ist es Zweck der Vorsehung, daß der Bruder den Bruder lieben soll, so ist es offenbar die Pflicht des Stärkeren, den ersten Antrag zu thun [...]«²⁵

Wir dürfen annehmen, daß Samelson, ein in Berlin lebender, der Aufklärung zugetaner deutscher Jude, Mendelssohns Werke gekannt hat und von ihnen beeinflusst war. Ob er bewußt an die Vorrede zu Manasses Schrift angeknüpft hat, läßt sich nicht erweisen, stellt aber eine naheliegende Möglichkeit dar. In jedem Fall stimmt die Tendenz überein, und diese entspricht auch der Gesinnung der Initiatoren des besonders feierlichen Festakts in Kyritz, der, wie eingangs erwähnt, im Zeichen des Toleranzgedankens stand. Der Spiritus rector war der inzwischen verstorbene Superintendent Friedrich Brust, dem alle Beteiligten Dank wußten.²⁶

In diesem Sinne hielt am Vortag der Festlichkeit als Auftakt Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Marquardt eine Rede, in der er die Geschichte der deutschen Juden plastisch werden ließ; von diesem Geist waren auch die Kurzvorträge getragen. Toleranz

wurde nicht nur gepredigt, sondern praktiziert: Zur Feierlichkeit trug nicht allein Orgelmusik bei, sondern es sang auch der Chor der DDR-Kreisstadt, man bedenke: ein städtischer, kein kirchlicher Chor sang in der Kirche! Das war ein Novum, nicht nur für »Kyritz an der Knatter«. In diesen Kontext paßt, daß auch nichtkirchliche Honoratioren an den Festveranstaltungen teilnahmen. Die Presse nahm von dem Ereignis Notiz²⁷, und in der Folgezeit besichtigten Schulklassen das Gemälde in der Kirche.

Ob Siegfried Samelson sich das erträumt hat?

Anmerkungen

- 1 Vgl. Kyritz, *Stadt der Seen und Wälder*, hrsg. v. der Stadtverwaltung, Text: Herbert Brandt, o.J. [1992], o. Paginierung [S. 21-
- 2 *Stranbes Reiseführer durch die Mark Brandenburg*, Berlin 1929, S. 152.
- 3 *Mecklenburger Seen mit Prignitz, Ruppın, Uckermark (Tourist Reisehandbuch)*,
4. Aufl. Berlin 1982, S. 278.
- 4 *Ebda.*, S. 276.
- 5 *Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg*, Bd. 1 Heft 2 (Ostprignitz), Berlin 1907, S. 134.
- 6 *Neues Konversations-Lexikon (Meyers Lexikon) Bd. 13, Hildburghausen 1869, S. 381 (Stichwort Schweifstuch).*
- 7 *Dem Kyritzer Kirchenbuch sind folgende Angaben zu entnehmen: Friedrich Wilhelm Grabow, geb. 7.10.1809, Färbermeister; verstorben am 3.4.1865; verheiratet mit Marie Louise Hertzer (Zehdenick 18.2.1805-3.4.1865 Kyritz). Fr. W. Grabow wurde wohl nicht in Kyritz getauft.*
- 8 *Um wen es sich handelt, war vorerst nicht zu ermitteln.*
- 9 *Beide zitierten Briefe befinden sich im Archiv der Kyritzer Kirchengemeinde und sind gegenwärtig in der Kirche ausgestellt.*
- 10 *Angaben nach: Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809-1851, bearb. und hrsg. von Jacob Jacobson, Berlin 1962, Nr. 824.*
- 11 *Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Merseburg, Rep. 76 III, Sekt. 1, Abt. XIIIa, Nr. 1e, Bl. 103v. Für den Hinweis auf diese Akte bin ich Manfred Jehle, Berlin, zu Dank verpflichtet.*

- 12 *Ebda.*, Bl. 106ff.
- 13 Bettina Götzke, Juliane Keil, *Nicht verdrängen - sich erinnern hilft weiter, Zur Geschichte der Juden in Rathenow, Ausstellung Kreismuseum Rathenow, Rathenow 1992.*
- 14 *Bürgerrolleder Altstadt Magdeburg, Jahrgang 1811, Nr. 233. (Briefliche Mitteilung von Direktor Buchholz, Stadtarchiv Magdeburg vom 2.5.1985)*
- 15 Marie Simon, *Zunz als Begründer der Onomastik im Rahmen der Wissenschaft des Judentums in: Anfänge der Judaistik in Europa, hrsg. von Julius Carlebach, Darmstadt 1992, S. 168.*
- 16 *Brief Stadtarchiv Magdeburg [wie Anm. 14].*
- 17 *Angaben nach den Judenbürgerbüchern der Stadt Berlin [wie Anm. 10], Nr. 389.*
- 18 *Das Datum der Taufe ist dem Taufbuch der Friedrichswerderschen Kirche entnommen (Mitteilung des Evangelischen Zentralarchivs in Berlin vom 2.5.1985). Alle anderen Angaben zu Hartung sind den Judenbürgerbüchern entnommen, ebda., Nr. 1114. 19 Wie Anm. 17.*
- 20 *Für die Auffindung des Grabes danke ich dem damaligen Friedhofsinspektor Detlef Thiecke (Bülow).*
- 21 *Standesamtsführung der Berliner Juden und Dissidenten 1847-1867 Landesarchiv Berlin (Stadtarchiv). Der Band verzeichnet Samelson nicht. Auch in den in der Deutschen Zentralstelle für Genealogie, Leipzig, vorhandenen Filmen (Sterbefälle Berlin 1850-1875, Amtsgericht Mitte [Signatur A5422-5425]) ist Siegfried Samelson nicht nachweisbar. (Briefliche Mitteilung vom 30.4.1992)*
- 22 *Diese Vermutung teilte mir Herr Gerd Kern, Berlin, mit.*
- 23 *Vierter Jahresbericht über das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut für Mädchen zu Berlin (Rosenstraße Nr. 11) von Baruch Auerbach, Berlin, 1847, S. 34. Ich danke Barbara Streng, Berlin, für den Hinweis auf die Erwähnung Samelsons in diesem Bericht.*
- 24 *Moses Mendelssohn, Manasse Ben Israel, Rettung der Juden, Vorrede (1782), Gesammelte Schriften, Jubiläumsausgabe (Schriften zum Judentum II), bearb. von Alexander Altmann, Bd. 8, Stuttgart-Bad Cannstatt 1983, S. 6.*
- 25 *Ebda.*, S. 3.
- 26 *Mein Dank gilt auch seiner Witwe, Frau Gabriele Brust, die in lebenswürdiger Weise Unterlagen aus dem Nachlaß zur Verfügung gestellt hat.*
- 27 *Mir sind folgende Presseartikel bekannt: Rubens restauriert, Berliner Zeitung, 17.5.1985, S. 7; Klaus Büstrin, Christus auf der Straße der Schmerzen, Neue Zeit, 15.5.1985, S. 3; Friedrich Brust, Er sieht mich an, in: Frohe Botschaft für Jedermann, 17.4.1987, S. 3; Adolf Gensel, Der »Rubens« in Kyritz, Bei uns 13/86 (Beilage der Märkischen Volkszeitung vom 29.3.86), S. 2.*

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht oder „Das Jahr 1848 in Friesack“

Bürgermeister Frenz und der Magistrat von Friesack hatten unruhige Tage zu Beginn des Jahres 1848. Was uns heute als „deutsche Revolution“ gilt, stellte sich einen Tag, nach dem der König das aufgebrauchte Volk in Berlin vergeblich mit der Verkündigung eines Patenten über Reformen zu beruhigen versucht hatte, am 19. März für die Friesacker Obrigkeit wie folgt dar:

Die neuesten Nachrichten über die Ereignisse in Berlin sind sehr beklagenswerth! Der Himmel verleihe uns Allen eine baldige friedliche Lösung dieser Dinge !

Wenn wir es auch unter der Würde unserer Einwohner halten, sich zu ungesetzlichen Handlungen hinreißen zu lassen, so wollen wir doch nicht unvorbereitet dastehen, wenn, was Gott verhüten möge, die Wuth des Berliner Pöbels sich außerhalb Luft suchen und fremdes Eigenthum in Gefahr bringen sollte.

Wie wenig es nützt, der Zügellosigkeit Gewalt entgegen zu stellen, beweisen vielfache Vorgänge: wir vertrauen deshalb unserer ehrenwerthen Bürgerschaft, im Falle der Gefahr durch Worte des Friedens mit uns bemüht zu sorgen, die Unbesonnenen zur Vernunft zu bringen.

Es sind deshalb zunächst die auf der Beilage nahmhaft gemachten Bürger von uns ernannt, der vorstehenden Aufgabe nachzukommen, wovon Sie mit dem Bemerken in Kenntniss gesetzt werden, Sich unverzüglich im Rathaus einzufinden, sobald eine Veranlassung dazu ist.

Doch die Dinge schienen sich anders zu entwickeln und schon bald glaubte man nicht mehr so sehr an die Macht des Wortes. Jedenfalls kam es zu einer Petition, in der beunruhigte Bürger ein kräftigeres Einschreiten seitens der Obrigkeit verlangten. Zu den Unterzeichnern dieser Petition gehört auch Mendel Salomon, die unbestrittene Führungspersönlichkeit der Friesacker Juden. Die Forderung der Bürger führte am 4. Mai 1848 zu Gründung der Friesacker Bürgerwehr, natürlich mit ordentlichem „Reglement“, Wahl der Offiziere und späterer Fahnenweihe.

Die Intentionen dieser Bürgerwehr werden bereits in den ersten drei Paragraphen des Reglements deutlich:

§ 1

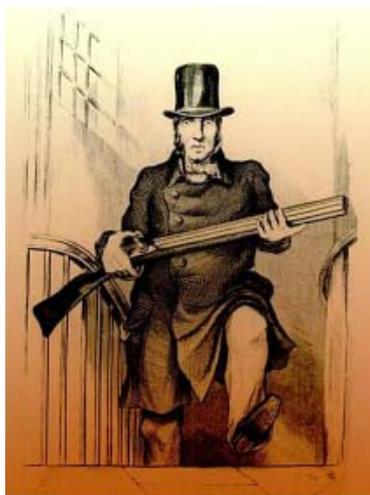
Für die Stadt Friesack wird eine bewaffnete Bürgerwehr organisiert. Diese besteht vorzugsweise aus den derselben beigetretenen Bürgern der Stadt, es werden dazu aber auch andere unbescholtene wehrhafte Personen aufgenommen, die von den Mitgliedern für würdig erachtet werden, der Bürgerwehr anzugehören.

§ 2

Der Zweck dieser Bürgerwehr ist: die Ruhe u. Sicherheit in der Stadt aufrecht zu erhalten, der eingesetzten Obrigkeit bei allen der gesetzlichen Ordnung zuwiderlaufenden Vorfällen, ... bei Ausführung obrigkeitlicher Anordnungen, wo (Ansehen) und Gewalt erforderlich ist, kräftigen Beistand zu leisten u. im Fall gestörter Ruhe, insbesondere bei Tumulten und Aufruhr, Ruhe u. Ordnung und wenn dies nicht anders geschehen kann, selbst durch Waffengewalt herzustellen.

§ 3

Die Bürgerwehr, soweit deren Mitglieder mit Schießgewehren versehen u. damit vertraut und umzugehen im Stande sind, führt diese als Waffen, die übrigen Mitglieder dagegen haben sich mit Lanzen zu bewaffnen und diese Bewaffnung auf eigene Kosten zu bewerkstelligen.



*Zeitgenössische Karikatur zur
Bürgerwehr in Altenburg*

Immerhin schaffte es die Friesacker Bürgerwehr schon bei Gründung auf drei „Companien“ á 40-50 Mann Stärke, später waren sogar insgesamt 216 Mann der Bürgerwehr beigetreten. Aus dieser für das Städtchen Friesack großen Mitgliederzahl kann geschlußfolgert werden, dass die dringende Notwendigkeit der Abwehr „des Berliner Pöbel“ gesellschaftlicher Konsens war. In diesem Sinne waren auch die Friesacker Juden ganz und gar in den Ort integriert. War Mendel Salomon gar einer der

Petitionsunterzeichner, so finden sich im Weiteren alle bekannten Namen der jüdischen Gemeinde in der Bürgerwehr wieder.

Auf dem Gründungsdokument der Bürgerwehr vom 4.Mai 1848 unterzeichnet Mendel schon an fünfter Stelle, gleich hinter den gewählten Commandeuren der Bürgerwehr, und schließlich gehörte er auch zu dem Kreis der Oberkommandierenden - im Rang eines „Leutnants“ befehligte er die III.Companie der Bürgerwehr. Sein Bruder Schlaume und der jüdische Arzt Dr.Meier dienten als „Lancier“ in der I.Companie, der jüdische Lehrer Oelsner und der Händler Löwenthal waren Lanzenträger in der II.Companie und der Kaufmann Michaelis sowie der Dienstmann Grünberg versahen ihre „Bürgerpflicht“ unter Mendels Kommando in der III. Companie.

Obleich die Friesacker Bürgerwehr einen Wachdienst von halb 9 Uhr abends bis 2 Uhr morgens einrichtete und mit 80 Stück Gewehren aus dem Kommando des 3.Armeekorps ausgestattet wurde, ließ sich „der Berliner Pöbel“ nicht blicken. So blieb es bei ein paar ungenehmigten Schießübungen in der Stadt und der Verwendung der Waffen zu unbefugtem Jagen.

Daher hielten es die Stadtverordneten schon Ende Mai für angebracht, die nächtlichen Wachen zu beenden. Der Magistrat hatte der Sache aber ein ganz neue Sicht abgewonnen und erwiderte auf den Antrag der Stadtverordneten:

Zur Verhinderung der nächtlichen Schwärmereien ist es wünschenswerth, die Wachen, des Sonnabends u. Sonntags, auch an Festtagen, beizubehalten.

Am 29. September 1849 erging letztlich die königliche Verfügung, die Waffen wieder abzugeben und die braven Bürger von Friesack folgten der Order der Obrigkeit gehorsam und gaben die Gewehre im „*tadellosen Zustande*“ im Rathaus wieder ab.

Der ursprünglich der Wehr beizutreten ultimativ aufgeforderte Karl Schallop, war als Rechnungsführer wohl der Letzte, der zur Stange hielt und notiert zur einstigen stolzen Bürgerwehr, dass sich diese „*mir nichts, dir nichts in Wohlgefallen aufgelöst*“ habe.

Was in Friesack eher zur Provinzposse geriet, hatte in anderen Städten und letztlich in ganz Deutschland erhebliche politische Auswirkungen. Auch für die Emanzipation der Juden ist die Märzrevolution von zentraler Bedeutung - führte diese doch zur in der Paulskirche beschlossenen Reichsverfassung, welche im §146 regelte:

Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun.

Eine Entwicklung, die allerdings erst 1871 mit der neuen Reichsverfassung zur tatsächlichen bürgerlichen Gleichstellung der Juden führte und damit auch den Friesacker Juden zugute kam - unabhängig davon, dass sie im Frühjahr 1848, zusammen mit ihren christlichen Mitbürgern, auf der anderen Seite der Barrikade standen.

Anmerkung

Zitate aus Brandenburgisches Landeshauptarchiv; Rep.8 Friesack Nr. 2206 und 2530

Das Salomon'sche Legat

Die Stiftung des Hirsch Salomon ist ein beredtes Beispiel dafür, wie sich die Familie Salomon in Friesack sozial engagierte. In seinem Testament hatte der 1801 in Friesack geborene Sohn von Taube Salomon folgendes geregelt:

Wir Geschwister Salomon haben alljährlich am zweiten Tage des jüdischen Pfingstfestes, auch Wochenfest genannt, zum Andenken an den Geburtstag unserer seeligen Mutter Taube Salomon geborene Hirsch, der Armen Kommission, resp. den Magistrat zu Friesack, Fünfzehn Thaler zur Vertheilung an Arme gegeben, welche an den genannten Tage vertheilt wurden.

Damit nun dieser Tag der uns Geschwister so viel Freude gemacht, für einige Zeiten den Armen eine kleine Freude bereiten soll, bestimme ich daß innerhalb dreier Monate nach meinem Ableben dem Magistrat zu Friesack aus meinem Nachlasse die Summe von Vier hundert Thaler Courant gezahlt werden sollen, von welchem Kapitale die Zinsen alljährlich am Geburtstage meiner seeligen Mutter, am zweiten Tage des jüdischen Pfingst oder Wochenfestes dem Ermessen des Magistrats an Orts Arme vertheilt werden sollen.

Ich wünsche daß bei der Vertheilung den Empfängern gesagt werde daß sie dies Geld aus einer Stiftung empfangen die zum Andenken an die Frau Wittve Salomon, die in Friesack geboren im 86ten Jahre ihres Alters dort verstorben und auf den jüdischen Begräbnisplatz beerdigt worden, errichtet ist. Ich spreche noch den Wunsch aus daß der Magistrat nach

Kräften dafür Sorge tragen möge daß die Gräber meiner seeligen Eltern, die durch Denksteine von Granit bezeichnet sind, nicht verfallen.

In Friesack war man daher im Mai 1883 durchaus angenehm berührt, als der Sohn des am 11. April Verstorbenen, der Stadt 1.200 Mark (inzwischen verwendete Währung) übersendete.

Gerne kam man der letztwilligen Verfügung des Verstorbenen nach und antwortete:

... Ferner wird es uns eine Ehrenpflicht bleiben, dafür Sorge zu tragen, daß die durch Denksteine von Granit bezeichneten Gräber der braven Eltern des Legators nicht verfallen, und wir wollen den Hinterbliebenen desselben, welche uns den Geldbetrag des Legators bereits übersandten, den Dank der Stadt mit dem Wunsch aussprechen, daß Gottes weiser Segen auch ihnen, wie bisher dem entschlafenen Vater zu Theil werden möge.

Das Geld wurde vom Magistrat an den Schuhmacher Knop (später „Knopp“) zu einem Zinssatz von zunächst 4,5% verliehen und durch eine Hypothek besichert.

Der Zinsertrag wurde bestimmungsgemäß durch die Armenkommission der Stadt an Bedürftige von nun an jährlich verteilt. Für das Jahr 1907 ist eine Aufstellung der Empfänger erhalten geblieben, die zugleich auch Einblick in die Kriterien gewährt, nach denen das Geld verteilt wurde:

... die Zinsen sollen an nachstehende Personen verteilt werden:

1. Frau Dorothea Stemberg, 77 Jahre alt	5,00 M
2. Arbeiter Halte (Ausgleich auf eine Restschuld)	3,00 M
3. Eheleute Gatz (79 Jahre, 69 Jahre alt)	5,00 M
4. Witwe Standke (4 Kinder)	5,00 M
5. Karoline Fritze geb. Silbert (73 Jahre)	2,00 M
6. Witwe Haberichter (71 Jahre)	3,00 M
7. Witwe Emilia Biehl geb. Jahn (62 Jahre)	2,00 M
8. Witwe Charlotte Köppen geb. Giga (59 Jahre)	2,00 M
9. Eheleute Rogge (beide gebrechlich und dauernd erwerbsunfähig)	3,00 M
10. Witwe Schäplitz (80 Jahre alt)	2,00 M
11. Witwe des Polizeisergeanten Möricke (Mutter in Pflege)	5,00 M
12. Witwe Karoline Kakow geb. Müller (78 Jahre)	3,00 M
13. Witwe Sydow geb. Stahlberg (76 Jahre)	3,00 M
14. Witwe Schmidt (blödsinnige Tochter)	5,00 M

In der Liste für das Kriegsjahr 1917 findet sich u.a. auch folgender Eintrag:

Schuhmacher Knopp, 68 Jahre alt, Frau 57 Jahre alt, beschränkt arbeitsfähig, 1 Sohn gefallen, 1 Sohn verwundet 10,00 M

Im Jahr 1910 hatten die Salomons ein weiteres mal ihre Verbundenheit mit Friesack unter Beweis gestellt, indem die Kinder

Quittung 14

Dasjenige Professor, welche ~~Alten~~ ~~Junfer~~
über Sal. Salomon Hoffen begabte Besondere Verfügung erhalten

Nr. Stück Th.	Zeitraum	Betrag		Unterschrift	Zugabe- Joest- Kammer.
		fl.	sch.		
	<i>Kammern</i>				
1	Klemm, Joh. Hoff	5		<i>Klemm</i>	
2	Kalk, Hermann	1		<i>Hermann Kalk</i>	
3	Schmidt, Karl	5		<i>Karl Schmidt</i>	
4	Reisicke, Hilflam	2		<i>Hilflam Reisicke</i>	
5	Rogge, Johann	2		<i>Johann Rogge</i>	
6	Schulze, Carl	2		<i>++ Schulze</i>	
7	Müller, ^{Hoffen} Karl	3		<i>Müller</i>	
8	Schäpke	3		<i>+++</i>	
9	Syden, Albert	3		<i>Syden</i>	
10	Steinberg, Joseph	3		<i>Steinberg</i>	
11	Kalberich, Joseph	3		<i>Kalberich</i>	
	<i>Summa</i>	42			
12	Keiser	6		<i>Keiser</i>	
		48			

Quittierung für empfangene Beträge 1908

der Goldine Salomon, der letzten in Friesack lebenden Salomon, anlässlich deren Todes der Stadt einmalig 100 RM zuwendeten. Das dazugehörige Begleitschreiben lautet wie folgt:

Berlin den 21ten August 1910

Sehr geehrter Herr Bürgermeister !

Gestatten Sie mir Ihnen noch einmal auf diesem Wege zugleich im Namen meiner Angehörigen meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die Beweise der Teilnahme, welche Sie persönlich und meine durch Sie vertretene teure Vaterstadt Friesack mir bei dem Hinscheiden und bei dem Begräbnis meiner Mutter erwiesen haben. Vor etwa 150 Jahren liessen sich meine Vorfahren in Friesack nieder, und wenn auch jetzt keiner der unserigen mehr dort weilt, so wird doch unsere Anhänglichkeit für alle Zeiten fort dauern.

Ich werde mir in den nächsten Tagen erlauben Ihnen für die Armen von Friesack eine Geldspende zu übermitteln, und bitte Sie die Verteilung an Bedürftige gütigst veranlassen zu wollen.

*Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten
Hochachtung zeichne ich ganz ergebenst
Dr.C. Salomon*

In den Akten findet sich für das Jahr 1922 ein letztes Mal ein Hinweis darauf, dass eine Verteilung erfolgte. Bald danach dürfte die Weltwirtschaftskrise und die mit ihr einhergehende Inflation das Kapital verzehrt haben.

Anmerkung

Zitate aus Brandenburgisches Landeshauptarchiv; Rep.8 Friesack Nr. 1438

Die Steinbänke von Georg Cohn

Ein weiteres Beispiel für die Verbundenheit der Friesacker Juden mit ihrem lokalem Umfeld ist die Stiftung zweier Steinbänke durch Georg Cohn für den Hohenzollernpark. Die Anlage entstand nach der Einweihung des bereits erwähnten Markgrafendenkmals im Umfeld des Standbildes.

Die Bänke, welche bereits 1897 aufgestellt wurden, trugen je eine Inschrift: *„Wir wollen ein jeglicher bey des anderen hülfe getruwelichen bliben, uf daß das recht gesterket und das unrecht gekrenket werde“, „Nicht in der Menge des heres ist der sig der streiter sunder von dem hymmel ist die sterke. Aus Liebe und treuer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt gewidmet von Georg Cohn 1898.“¹*



Bank um 1950

Foto: Heimatmuseum

Die erste Inschrift bezieht sich auf den Wahlspruch von Kurfürst Friedrich I. - die zweite Inschrift ist ein Zitat aus dem 1. Buch der Makkabäer (3,19), welches den Juden und evangelischen Christen gleichermaßen als ein apokryphes Buch des Alten Testaments bekannt ist, für die Katholiken gehört dieser Text sogar zum Kanon.

Während des Nationalsozialismus soll der letzte Satz der zweiten Inschrift beseitigt worden sein, die Bänke blieben aber zunächst erhalten. Erst in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg verfiel die Anlage und mit ihr auch die Bänke, teilweise wohl auch als Baumaterial zweckentfremdet. Heute erinnern nur noch Reste der Füße an ihren früheren Standort.

Dem Friesacker Bürger Rahn ist es zu verdanken, dass wenigstens die Steinplatte mit der ersten Inschrift gesichert und vor einigen Jahren dem Heimatmuseum übergeben wurde.

Anmerkung

1 „Aus Friesacks Geschichte“, Walter Feske; Verlag von Adolf Tienken, Pritzwalk (1927) - S.92

Der Schützenverein

Der 1830 in Friesack gegründete Schützenverein war von Anfang gesellschaftlicher Kristallisationspunkt der Familie Salomon. Hier traf sich das bürgerliche Friesack und, da die Mitgliedschaft eine gewisse Solvenz erforderte, bekundete man man mit der Mitgliedschaft auch seinen wirtschaftlichen Status.

Mendel Salomon, wohl der vermögenseste Jude in Friesack, war vermutlich Gründungsmitglied der „Schützen-Gülde 1830“, auf jeden Fall taucht er bereits 1832 in einem Schreiben des Vorstandes an den Magistrat als Unterzeichner auf. Dieses Schreiben, vermutlich als Reaktion auf einen „Rüffel“ des Magistrats verfasst, scheint ganz im Sinne des „Spötters“ gewesen zu sein, als der er von Georg Salomon in den „Ferientagen in Friesack“ geschildert wird:

*An Einen Wohlloblichen Magistrat
hierselbst*

Friesack, 9ten Juni 1832

Einen Wohlloblichen Magistrat verpfehlen wir nicht ganz gehorsamst anzuzeigen, dass die Schützen-Gülde den 3ten Pfingst-Feiertag des Vormittags, wie bisher geschehen ist, mit Musik von den hiesigen Rathhause ab, bis nach den Schützenstand ausmarschiren werde, und an denselben Abend bei den Gastwirth Herrn Keiten Ball abhalten werden; den Abend zuvor wie seit zwei Jahren geschehen ist die Abend-Reville durch den Schützen-Tambour schlagen zu lassen, sollte Ein Wohlloblicher Magistrat, in der Sache Erinnerung haben, und dass diese Feierlichkeit nicht mehr so statt finden könne, als in den beiden verflossenen Jahren, so bitten wir ganz ergebenst uns doch gefälligst daran vorher in Kenntniß zu setzen.

Das Offizier-Lager und Deputirten der Schützen-Gülde

An diesem Schreiben fällt nicht nur der ungewöhnlich ironische Unterton auf, sondern auch die fehlende Kommasetzung im ersten Satz ergibt (möglicherweise gewollt) eine amüsante Mehrdeutigkeit. Der ganz besondere Reiz dieser kleinen Unbotmäßigkeit zeigt sich allerdings erst dann, wenn man bedenkt, daß der Pfingstmontag des Jahres 1832 auf den 28. Mai fiel.

Mendel Salomon blieb der Schützengilde sein Leben lang treu. Seine Unterschrift findet sich in den Unterlagen der Gilde noch des Öfteren, so z.B. als Vorstandsmitglied in einem Schreiben vom 29. Mai 1849. Hier ging es darum, die Stadt aufzufordern, den offenbar unflätigen ehemaligen Stadtpolizisten Gastrow vom Schützenplatz fernzuhalten.

Eine ganz besondere Beschreibung der Beziehung der Salomons zu der Schützengilde findet sich in der Schilderung des Schützenfestes in den „Ferientage in Friesack“. Hier erleben wir in den 1860'ziger Jahren Mendel Salomon nun als „*Höchstkommandirenden*“ und seinen Sohn Julius als „*Unteroffizier*“ bei der alljährlichen Zelebrierung des Schützefestes. Man kann sich schwerlich eine bessere Darstellung einer selbstverständlichen Integration in das kleinbürgerliche Milieu von Friesack vorstellen.

Die Verbindung der Salomons mit der „Schützengilde zu Friesack“ war so innig, dass selbst dann, als kein männlicher Salomon mehr in Friesack wohnte, der Kontakt nicht abbriss. So erhielt Dr. Carl Salomon, Sohn von Julius Salomon, 1907 nachstehend abgebildete Ehrenurkunde, welche im Heimatmuseum erhalten geblieben ist.



Ehrendiplom für Carl Salomon

Heimatmuseum Friesack

Anmerkung

Zitate aus Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.8 Friesack Nr. 1550

Die Familie Lewinsohn

Wenn die Blütezeit der jüdischen Gemeinde in Friesack untrennbar mit der Familie Salomon verbunden ist, so steht für die Zeit des allmählichen Niedergangs der Gemeinde die Familie Lewinsohn als Beispiel.

Zum ersten Mal taucht um 1875 ein N.Lewinsohn in den Unterlagen auf - zur gleichen Zeit erscheint auch ein A.Lewinsohn in Rathenow. Man kann daher vermuten, dass es sich um zwei Brüder handelt, die sich in dieser Gegend niederließen.

Konkret wird N.Lewinsohn am 10.September 1890 als einer der beiden letzten Juden (Familienhäupter) durch den Brief des Bürgermeisters Lüdicke an den Regierungspräsidenten Herrn Grafen Hue de Grais benannt.¹ Aber schon im Schreiben vom 23. März 1891 an den Landrat Herrn von Lobell spricht Lüdicke nur noch von dem „*einzig hier noch lebende(n)...Mitglied, Kaufmann Abraham Michaelis...*“. So scheint N.Lewinsohn im Alter von ca. 70 Jahren verstorben zu sein.

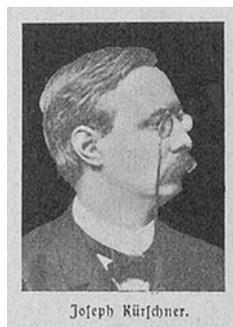
Dabei hatte Lüdicke offenbar den zwei Tage vorher zugezogenen Salli Lewinsohn noch nicht im Blick.² Dieser zog nach dem Tod seines Vaters zu seiner Mutter Bertha

Lewinsohn, geb. Krohn, nach Friesack und trat sein Erbe an. Salli lebte vermutlich vorher in Uelitz (Mecklenburg).

Wenn dem Schreiben vom 23. März 1891 noch zu entnehmen ist, dass der 77-jährige Michaelis altersmüde kein Amt mehr in der Synagogengemeinde annehmen wolle, so zeigen die weiteren Verhandlungen ein plötzliches Erwachen eines gewissen Widerstandes, welches vermutlich den erst 32-jährigen Salli zuzuschreiben ist.

Als Salli nach Friesack zog, war er bereits Vater seines am 13.7.1890 geborenen Sohnes Hugo³ und dürfte daher auch bereits verheiratet gewesen sein. Am 20.7.1893 wurde Emil⁴ geboren und auch ein dritter Sohn, Georg⁵, ist nachgewiesen.

Zwar kann - sicherlich unter maßgeblichem Einfluß von Salli Lewinsohn - die Verlegung des Sitzes der Synagogengemeinde nach Rathenow aufgeschoben und die Besitzstände der Friesacker Gemeinde gesichert werden, den zahlenmäßigen Niedergang der Friesacker Judenschaft kann aber auch er mit seiner Familie nicht aufhalten. Dabei dürfte ihm diese Entwicklung sehr bewusst gewesen sein, erkundigte er sich doch 1895 bei Joseph Kürschner, einem Schriftsteller und Lexikographen nach einem „Staatshandbuch“ (statistischem Jahrbuch) aus welchem die Einwohnerzahl deutscher Städte und die konfessionelle Verteilung hervorgeht.⁶



Das Jahr 1895 brachte für Salli allerdings auch eine unangenehme Zäsur in seinem Leben - er wurde wegen eines Sittlichkeitsverbrechens zu einer zweijährigen Zuchthausstrafe verurteilt.⁷ Seiner Verbüßung am 19.Mai 1898 folgte noch ein dreijähriger „Ehrverlust“ und damit Entzug des Bürger- und Wahlrechtes.

Als Salli nach Ablauf seiner Strafen 1905 wieder an den Wahlen teilnehmen wollte, wurde ihm das allerdings von der Stadt Friesack verwehrt. Man argumentierte, dass der Ehrverlust einen späteren Neuerwerb der Bürgerrechte nicht zuließe.



Karl Liebknecht 1871-1919

Salli klagte daraufhin gegen die Stadtverordnetenversammlung auf „*Besitz des Bürgerrechtes und Eintragung in die Gemeindegewählerliste*“.

Er wurde bei diesem Verfahren von niemand Geringerem als Dr. Karl Liebknecht vertreten. Das Urteil vom 17.10.1905 lautete:

Urteil im Namen des Königs

„Die Gemeindegewählerliste für Friesack ist durch Aufnahme des Klägers als Wähler zu berichtigen, mit seinen hierrüber hinausgehenden Klageansprüchen wird der Kläger abgewiesen.“⁸

Somit war Salli zumindest wieder im Besitz des aktiven Wahlrechtes.



„Salli Lewinsohn, Kurstraße 8, Rohprodukthändler“⁹ Foto: Leist

Ein persönlicher Gegenspieler scheint in dieser Angelegenheit der Stadtverordnete und Kaufmann Max Aue gewesen zu sein, welcher sich nach dem Urteilsspruch bei dem ihm offensichtlich bekannten Bürgermeister Krueger der Stadt Meseritz (heute Miedzyrzec) nach der juristischen Beurteilung erkundigte, von

diesem aber den Hinweis bekam, dass die Einlegung von Rechtsmitteln wohl erfolglos wäre.¹⁰

Die Fehde muss aber vertieft gewesen sein, jedenfalls nutzte Salli Lewinsohn die Stadtverordnetenwahl von 1910, um gegen die erneute Wahl von Max Aue seinen Wahlprotest beim Bezirksausschuß in Potsdam einzulegen. Er begründete diesen Protest mit *„Wahlbeeinflussungen, welche bei der Wahl des Kaufmanns Max Aue stattgefunden haben.“*¹¹

Daraufhin scheint es im Städtchen etwas unruhig geworden zu sein, zumindest argumentierte der Stadtverordnete Damm unter Bezug auf den Tischlermeister Schindelhauer, dass die Hintermänner von Lewinsohn der Beigeordnete Repke (späterer Ehrenbürger von Friesack) und der Stadtverordnete Andres wären - für Lewinsohn natürlich alles nur *„Unwahrheiten und frei erfundene Lügen“*.¹²

Wie auch immer, der Wahlprotest wurde abgewiesen und diese Entscheidung am 3.10.1910 rechtskräftig. In der öffentlichen Stadtverordnetenversammlung vom 7.11.1910 wurde die Entscheidung des Bezirksausschusses zur Kenntnis genommen und das Fazit gezogen: *„Die Angelegenheit ist hiermit erledigt und wird ad acta gelegt.“*¹³

Doch dieser juristischen (und vielleicht auch persönlichen) Niederlage folgte mit dem 1. Weltkrieg ein noch viel schlimmerer Schicksalschlag. Im Spätsommer 1914 erhielten Salli und seine Frau nachstehenden Brief:

Geliebte Eltern !

Falls dieser Brief in Eure Hände gerät, bin ich nicht mehr am Leben, dann bin ich, wie schon so viele meiner Kameraden, fürs Vaterland gefallen, und das, meine ich, ist ein Tod, den man mit demselben Opfermute sterben kann wie den für die Religion, den so viele



unserer Ahnen starben. Ich schreibe diese Zeilen unter dem Eindruck des gestrigen Tages, des fürchterlichsten meines Lebens, unter dem Eindruck der Schlacht bei Tamines, in der unser Regiment zum erstenmal ins Feuer und zur Hälfte in den Tod ging. Und während ich dies schreib, donnern schon ununterbrochen die Kanonen und über mir pfeifen und summen die Geschosse.

Wenn es also sein sollte, liebe Eltern, dann lebet wohl. Was mir den Tod schwer werden läßt, ist die Sorge um Euch, da ich doch dachte, einst in Gemeinschaft mit

meinen Brüdern Euch ein glückliches Alter zu verschaffen.

*Wenn es dann nicht sein sollte, behüte Euch Gott.
Es küßt Euch viele Male*

Euer Sohn Emil¹⁴

Dieser Brief stammt vom Ende August 1914. Die Vorahnung von Emil ging in Erfüllung. Vermutlich wurde die Leiche des damals 21-jährigen Emil Lewinsohn nach der Schlacht nicht gefunden. Erst am 10.1.1920 wurde er vom Gericht für tot erklärt.¹⁵

Doch des Leides war damit noch kein Ende. Am 10.9.1914 verstarb Hugo Lewinsohn in Gefangenschaft¹⁶. Er wurde nur 24 Jahre alt. Auf den Namenstafeln des 1927 eingeweihten Kriegerdenkmals auf dem Mühlenberg in Friesack findet man die Namen der Brüder, hier wurde für beide das Todesdatum 13.9.1914 angegeben.

Ein letztes Mal erscheint in den Unterlagen Salli Lewinsohn im Jahre 1932 mit seinem Brief an den Magistrat betreffs der verlangten Kostenerstattung für den Synagogenbesuch in Berlin¹⁷. Dieser, in der Folge abgelehnte Antrag, kann als letzter Protest verstanden werden, war doch das Synagogengebäude „durch Zuschlag vom 9.11.1932 an die Stadtgemeinde“¹⁸ deren Eigentum geworden.

Damit war nicht nur ein letztes Symbol der seit längerer Zeit nicht mehr bestehenden jüdischen Gemeinde abhanden gekommen - auch das, wofür Salli Lewinsohn bei seiner Ankunft in Friesack gekämpft hatte, war damit sichtbar verloren gegangen.

Dem Friesacker Kurt Fabel ist Salli Lewinsohn noch gut bekannt, war er doch für den damaligen Jungen die „Taschengeldgarantie“. Salli handelte zur Jugendzeit Kurt Fabels mit Altmetall und der brachte ihm häufig das eine oder andere Schrotstück, welches er zuvor aus der Müllkippe herausgezogen hatte. Da Salli schon schlecht sehen konnte, bemerkte er auch nicht, dass auf die Waage neben dem Schrott auch schon mal das Bein des Burschen drückte.¹⁹

Salli Lewinsohn starb vermutlich im Jahr 1933 (*siehe Abschnitt „Der Friedhof“*).

Anmerkungen

- 1 *Brandenburgisches Landeshauptarchiv Rep. 2 AI Pol Nr. 2012 - Brief des Bürgermeisters Lüdicke an den Königlichen Regierungspräsidenten Herrn Grafen Hue de Grais vom 10.09.1890*
- 2 *ebenda - Brief des Bürgermeisters Lüdicke an den königlichen Landrath Herrn von Lobell vom 23.3.1891*
- 3 *Die jüdischen Gefallenen des Deutschen Heeres, der Deutschen Marine und der Deutschen Schutztruppen 1914-1918; Ein Gedenkbuch; Herausgegeben vom Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten 1932*

- 4 *ebenda* - Einträge unter Friesack und Hannover
- 5 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Rep. 8 Friesack Nr. 2335 - erwähnt im Schreiben des Hermann Schindelbauer
- 6 Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv - Signatur G.S.A 55/4419
- 7 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Rep. 8 Friesack Nr. 2335 - Klageschrift des Dr. K. Liebknecht vom 12.8.1905
- 8 *ebenda* - Abschrift des Urteils vom 17.10.1905
- 9 Adreßbuch - Einwohnerbuch - Kreis Westhavelland 1932; Staatsbibliothek Berlin
- 10 *ebenda* - Schreiben des Bürgermeister Krueger an den Stadtverordneten Herrn Max Aue vom 3.11.05
- 11 *ebenda* - Schreiben von Salli Lewinsohn an den Wohlh. Bezirksausschuß zu Potsdam vom 20.3.1910
- 12 *ebenda* - Schreiben von Salli Lewinsohn an die Stadtverordnetenversammlung vom 20.3.1910
- 13 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Rep. 8 Friesack Nr. 2004 - Protokollbuch der Stadtverordnetenversammlung Friesack; Eintrag vom 7.11.1910 Punkt 1)
- 14 „Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden“ mit einem Geleitwort von Franz Josef Strauß; Seewald Verlag; Stuttgart-Degerloch 1961
- 15 Die jüdischen Gefallenen des Deutschen Heeres, der Deutschen Marine und der Deutschen Schutzgruppen 1914-1918; Ein Gedenkbuch; Herausgegeben vom Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten 1932
- 16 *ebenda*
- 17 Heimatmuseum Friesack - Kopie des handschriftlichen Briefes in der Chronik der Stadt Friesack
- 18 Katasteramt des Landkreises Havelland - handschriftliche Notiz auf einer Grundstücksaufstellung aus Friesack (vermutlich Anfang 1990ziger Jahre)
- 19 mündlicher Bericht des Kurt Fabel gegenüber dem Autor im September 2009

Die Friesacker Juden und der Nationalsozialismus

Über den konkreten Verlauf der Judenverfolgung in Friesack war bislang wenig bekannt. Viele Jahre galt in Friesack die These, dass die zu Beginn der Zeit des Nationalsozialismus im Ort noch lebenden zwei jüdischen Familien ausgewandert sein. Wahlweise sprach man von den USA oder Bolivien.¹

Leider muss dieser These zu einem großen Teil widersprochen werden:

Familie Ackermann

Erstmals kann Jakob Ackermann im Jahre 1910 in Friesack nachge-

wiesen werden². Er ist vermutlich aus dem Fränkischen zugezogen und wurde in Friesack als Pferdehändler tätig. Als er 1918 in Niederwerrn heiratete, bezeichnete er sich bereits als Ritterguts-pächter, wohnhaft in Friesack.³

Jakob Ackermann betrieb seinen angesehenen Pferdehandel auf dem Hof „Berliner Straße 1“ - heute die Hamburger Straße 11 („Brandenburger Bank“).

Der Friesacker Kurt Fabel, Jahrgang 1923, kann sich noch gut an die Familie Ackermann erinnern, da sein Vater dort als Pferdeknecht gearbeitet hat. Seine Erinnerungen als Kind sind durchaus positiv. Unter anderem berichtete Kurt Fabel folgende Episode:

Das Haus der Ackermanns lag direkt am Rhinkanal und hier wurden auch Enten gehalten... nicht alle landeten aber im Zuge der „offenen Haltung“ im Topf des Besitzers. So schalt Ackermann seine Frau:

*„Bella, Bella, was bist Du für ein Weib,
unsere Enten fressen andre Leit“*

Jakob Ackermann und seine Familie dürften wenig religiös gewesen sein. So bezeichnet sich Salli Lewinsohn in einem Schreiben an das Grundbuchamt vom 7.11.1928 „als einzig hier noch lebenden Juden“ und ergänzt in einem Schreiben vom 11. Januar 1929: „Der Pferdehändler Jacob Ackermann ist, wie gerichtsseitig bekannt, aus der Gemeinde ausgetreten.“⁴

Jakob Ackermann wird sich eher als ganz normaler deutscher Geschäftsmann empfunden haben. Die Namen, die er seinen Kindern

gab, sind übliche deutsche Vornamen ohne irgend einen Bezug auf jüdische Namenstraditionen: Manfred, Liselotte, Kurt, Hans und Karlheinz.

Selbstverständlich beschäftigte er nichtjüdische Arbeitnehmer wie zum Beispiel den Vater von Kurt Fabel oder bildete Lehrlinge, u. a. den Friesacker Fritz Heitepriem, aus.⁵ Und als im Jahr 1927 Friesack sein 600-jähriges Stadtjubiläum unter anderem mit der Herausgabe einer Sonderausgabe des „Friesacker Tageblatt“ schmückte, findet man natürlich auch eine Werbeanzeige von Ackermann in diesem Blatt.

J. Ackermann
Pferdehandlung
Friesack (Mark)
Bahnhoffstr. 1 Telefon 54

Stets große Auswahl von
Acker- und
Wagenpferden, Mittelpferden und Ponys

Günstigste Zahlungsbedingungen bei billigsten Preisen.

Wie genau Jakob Ackermann sein Geschäft in Friesack verlor, ist

noch nicht abschließend ermittelt.

Nach der Erinnerung des Zeitzeugen Kurt Fabel könnte es möglich sein, dass Jakob Ackermann in zeitlicher Nähe mit der Macht ergreifung der Nationalsozialisten der Pachtvertrag gekündigt wurde und er somit die Grundlage für seine wirtschaftliche Existenz verlor. In diesem Zusammenhang wäre denkbar, dass der spätere Kreisleiter der NSDAP, Wilhelm Borchers aus Fliederhorst, dabei seinen Einfluß als Gutsadministrator gegen den Juden Ackermann nutzte, zumal Borchers ab 1933 das ehemals von Ackermann genutzte Haus bezog.

Die wenigen noch erhaltenen Fakten aus dem Leben der Familie Ackermann legen allerdings noch ein zweites Szenario nahe. Danach machte Ackermann bereits Anfang der dreißiger Jahre, wie später in Niederwerrn auch als Gerücht kursierend, Konkurs.⁶ In Folge des wirtschaftlichen Fiasko verließ er Friesack. Vermutlich geschah das um die Jahreswende 1931/32. Jedenfalls erscheint er nicht mehr im Adressbuch für das Westhavelland aus dem Jahre 1932. Vielmehr tauchte er Anfang des Jahres 1932 in Kranichfeld bei Weimar auf und meldet am 15.2.1932 dort ein Gewerbe als „*Pferde- und Viehhandel*“ an. Am 1.6.1932 wurde hier sein jüngster Sohn, *Karlheinz Ackermann* geboren. Vermutlich kam Ackermann aber auch in Kranichfeld nicht zu wirtschaftlichem Erfolg, denn bereits am 1.8.1932 meldete er das Gewerbe wieder ab.⁷

Für die wirtschaftlich prekäre Situation von Ackermann zu dieser Zeit spricht auch die Niederschlagung einer Steuerschuld für einen ausstehenden Berufsschulbeitrag aus dem Jahre 1930, die am

1. November 1932 vom Friesacker Magistrat erklärt wird.⁸

Vermutlich hielt sich die Familie Ackermann nach ihrem Wegzug von Friesack und dem vermutlich kurzem Intermezzo im thüringischen Kranichfeld zumindest zeitweise auch in der Stadt Brandenburg auf, denn Herr Fabel erinnert sich, dass er einmal zusammen mit seinem Vater von Friesack nach Brandenburg geritten ist, um die Ackermanns zu besuchen.

Ende 1936 kehrten Jakob Ackermann, seine Frau und sein Sohn Karlheinz „*aus Berlin kommend*“ wieder ins elterliche Haus von Bella in Niederwerrn ein. Jakob verlies noch am selben Abend den Ort in Richtung Frei-Laubersheim⁹. Dort lebte zu dieser Zeit auch eine Cerline Baum, geb. Ackermann (1876 in Weyer)¹⁰ - mit hoher Wahrscheinlichkeit seine Schwester. Vermutlich hat Jakob bei seinen Verwandten versucht, Unterstützung bei der Organisation der Ausreise seiner Familie zu finden. Von Frei-Laubersheim ist er dann wohl nochmal in den Berliner Raum zurückgekehrt, um sich in der Reichshauptstadt um Ausreisepapiere zu bemühen.

Dieser Ablauf deckt sich mit den Erinnerungen von Herrn Fabel, nachdem Jakob Ackermann noch einmal kurzzeitig in Friesack zur Miete beim Cigarrenmacher Arndt in einem Haus am Markt lebte. Der nun schon stark verarmte Ackermann fand als Jude keinen Arzt mehr und so wurde eine Geschwulst am Hals von der Mutter Kurt Fabels - nachts - notdürftig behandelt.

Am 14. September 1937 zog Jakob Ackermann endgültig, wieder

aus „*Berlin kommend*“ nach Niederwerrn. Offensichtlich hatte er die Ausreise zunächst nur für seinen Sohn *Kurt* organisieren können. Für ihn war am 15. Juli 1937 ein Pass in Berlin ausgestellt worden. Am 27. September 1937 kam Kurt seine Eltern letztmalig besuchen und reiste am 10. Oktober wieder ab, um - noch nicht mal ganze 18 Jahre alt - nach Amerika auszuwandern.¹¹

Herr Fabel erinnert, dass seine Familie einmal eine Postkarte von Kurt Ackermann bekommen hat, vermutlich aus Chicago, wo er in einer Wurstfabrik Arbeit gefunden haben soll.

Aus einem Brief des ältesten Sohns *Manfred* kann geschlussfolgert werden, dass im Sommer/Herbst 1938 auch noch die Ausreise von *Hans* Ackermann gelang.¹²

Von Hans Ackermann berichtet der Zeitzeuge Fabel außerdem, dass dieser später mal als Kraftfahrer die durch Friesack führende Transitstrecke genutzt hat, um im Ort anzuhalten und sich nach der Familie Fabel zu erkundigen - ein weiteres Indiz, dass Hans den Holocaust überlebt hat.

In Niederwerrn konnte Jakob Ackermann keine wirtschaftlichen Basis mehr aufbauen und war „*ausschließlich auf Unterstützung Dritter angewiesen*“¹³. Außerdem musste sich der einst geachtete Pferdehändler den Spott von Kindern auf der Straße gefallen lassen, die ihm auf Grund seiner Beleidigung „*Ballon*“ riefen und auch mit Steinen bewarfen.

Während des Judenprogramms am 9./10. November 1938 („Reichskristallnacht“) blieb auch die Familie Ackermann nicht verschont,

die SA- und SS-Leute drangen in deren Haus ein und haben „alles zerstört“.¹⁴

Am 20. April 1942 wurden Jakob, Bella und Karlheinz Ackermann ihre „Evakuierung“ nach Izbica bei Lublin mitgeteilt. Der Landwirt Heinrich Druckenbrot aus Oberwern, einer der wenigen Nichtjuden an die sich Ackermann noch wenden konnte, lieh ihm einen Rucksack für das Wenige, was erlaubt war mitzunehmen. Druckenberg berichtete später: *Er heulte „wie ein Schloßhund“ und es brach aus ihm heraus: „Ich weiß, wohin ich komme... Ihr werdet es noch bitter büßen...!“*¹⁵

Am 22. April 1942 verließen Jakob Ackermann, seine Frau Bella und sein inzwischen zehn Jahre alter Sohn Karlheinz, auf einem Pferdefuhrwerk kauern, nur mit dem nötigsten Gepäck versehen, das Heimatdorf von Bella. Ihr Weg führte sie nach Würzburg, wo der Sammeltransport DA 49 „mit insgesamt 852 Juden“¹⁶ zusammengestellt wurde. Am 25. April um 15.20 Uhr verließ der Transport die fränkische Heimat der Familie Ackermann mit Richtung Izbica bei Lublin.

Izbica war vor dem Krieg ein kleines, überwiegend von armen Juden bewohntes Städtchen in Ostpolen. Es galt von jeher als mittellos und primitiv... es gab keine gepflasterten Straßen und die hygienischen Bedingungen waren fatal. Hierhin wurden nun tausende Juden deportiert, die auf engstem Raum und unter katastrophalen Bedingungen lebend, von hier aus in die endgültigen Vernichtungslagern Belec oder Sobibor deportiert wurden. Wo

genau der Leidensweg von Jakob, Bella und Karlheinz Ackermann endete, ist bislang nicht bekannt.



Izbica zu Zeiten als Ghetto 1941

Foto: www.tnn.pl

Auch die Schicksale der verbleibenden Kinder von Jakob Ackermann lassen sich weitestgehend rekonstruieren:

Der älteste Sohn *Manfred*, aus einer früheren Ehe stammend, war gleichfalls als Pferdehändler tätig. Er wurde schon 1938 inhaftiert, zunächst im Gefängnis in Berlin-Plötzensee und ab dem 5. Juli 1938 im Zuchthaus Brandenburg a.d.Havel.

Manfred war von einem konkurrierenden Viehhändler denunziert worden und zunächst wegen Betrugs zu 6 Monaten Gefängnis und zusätzlich wegen „*Rassenschande*“ zu 1^{1/2} Jahren Zuchthaus verurteilt worden.¹⁷ Ihm war nachgewiesen worden, dass er mit einer „*arischen*“ Frau Geschlechtsverkehr gepflegt hatte.

Aus einem Brief an seine Eltern (geschrieben im Sommer 1938), aus seinem Lebenslauf für die Zuchthausanstalt sowie aus einem von ihm verfassten Entlassungsantrag geht hervor, dass Manfred Ackermann fest daran glaubte, nach dem Ende seiner Strafe, welches für Februar 1940 angesetzt war, auswandern zu können.

Wie zynisch hingegen die NS-Behörden mit ihm verfahren wird in einem anderen Prozeß aus dem Jahre 1939 deutlich, bei der eine Gläubigerin ihren Anspruch auf Wertpapiere des Manfred Ackermann geltend machte. Um eine Freigabe der Wertpapiere, welche bei Amtsgericht Rathenow zur „Pflegschaft“ hinterlegt waren, zu erreichen, musste der „Oberfinanzpräsident von Brandenburg“ eingeschaltet werden. Dieser äußerte in einem Brief im Mai 1939 gegenüber dem Rechtsanwalt der Gläubigerin: „*Nach meinen Unterlagen befindet sich der Händler Manfred Ackermann, früher in Friesack, jetzt im Auslande.*“¹⁸ und gab das Vermögen des Manfred Ackermann zur Verwertung frei, natürlich erst nach ordnungsgemäßem Abzug einer Steuerschuld von 1,50 RM zum Reichsnährstand und 46,- RM Umsatzsteuer.

In Wirklichkeit befand sich Manfred Ackermann nur wenige Kilometer von seiner Heimat entfernt im Zuchthaus Brandenburg. Damit hatte der Oberfinanzpräsident sogar gegen das geltende Recht des NS-Staates verstoßen, denn im Jahr 1939 galt noch der Grundsatz, dass jüdisches Vermögen erst dann vom Staat ohne Weiteres beschlagnahmt werden konnte, wenn sich der Besitzer im Ausland aufhielt.



Das Zuchthaus Brandenburg

Vermutlich aber war den Beteiligten bereits klar, dass Manfred Ackermann auch nach Verbüßung seiner „Strafe“ nicht freigelassen werden sollte. So schrieb am 23.12.1939 die Geheime Staatspolizei an die Zuchthausleitung in Brandenburg, dass der Gefangene Ackermann nach der Verbüßung seiner Strafe in Schutzhaft genommen werden soll.¹⁹

Der bei seiner „Entlassung“ vom Zuchthausarzt als „gesund“ eingestufte Manfred Ackermann wurde am 28.2.1940 in das KZ Sachsenhausen überstellt und verstarb am 25.6.1940 - Todesursache: „*Brustschlagadersyphilis*“.²⁰

Ein ähnlich erschüttertes Zeugnis findet sich zum Schicksal von Manfreds Schwester *Liselotte*. Am 28. Februar 1943 fertigte Liselotte „aus dem Gedächtnis in der Rathenowerstr.“ ihre Vermögensauf-

stellung, ein sechzehneitiges Formular, welches allen Juden gewöhnlich kurz vor ihrer Deportierung abgenötigt wurde.²¹ Noch vom gleichen Tag datiert die „*Verfügung über die Einziehung des Vermögens*“ von Liselotte Ackermann. Das „Vermögen“ bestand aus 39,22 RM Restlohn für 14 Tage von der „A.E.G. Fernmeldek. & App.Fabr.Oberspree“ und zwei Koffern mit alten Damensachen.

Am 1.März 1943 wurde Liselotte Ackermann nach Auschwitz deportiert.



Stolperstein in Berlin, Markgrafendamm 16

Das Datum *28. Februar 1943* und der Hinweis auf die *Rathenower Straße* lassen den Schluss zu, dass Liselotte Opfer der sogenannten „Fabrikaktion“ wurde - die Verhaftung der bis dahin von der Deportation verschonten letzten Berliner Juden. Die Betroffenen wurden größtenteils direkt in den Fabriken, in denen sie zwangs-

beschäftigt waren, verhaftet, zu Sammelstellen (z.B. die Pferde-
ställe einer Kaserne in der Rathenower Straße in Moabit) gebracht
und von dort deportiert.

Liselotte Ackermann wohnte zu diesem Zeitpunkt zur Untermiete
bei Charlotte Bloch im Markgrafendamm 17. In der „Vermögenser-
klärung“ notierte sie hinter dem Namen ihrer Vermieterin
„*priviligiert*“, was bedeutet, dass Frau Bloch als Jüdin mit einem
nicht jüdischen Ehemann verheiratet war und daher zunächst
noch einen geringen Schutzstatus besaß. Nach dem Ableben des
nichtjüdischen Ehepartners besaßen diese „priviligierten Juden“
spätestens ab 1944 keinen Schutzstatus mehr und wurden
gleichfalls deportiert.

Insoweit kann vermutet werden, dass die am 10.01.1944 nach
Theresienstadt und später nach Auschwitz deportierte Charlotte
Bloch, geb. Riess, die ehemalige Vermieterin von Liselotte war.²²

Von der siebenköpfigen Familie des Friesacker Pferdehändlers
Jakob A. Ackermann überlebten also gerade mal zwei Mitglieder
den Holocaust.

Die Friesackerin Frau Himburg erinnert sich, dass ca. 1947 ein Mit-
glied der Familie Ackermann aus Amerika (vermutlich Kurt Acker-
mann) an die Stadt Friesack ein Schreiben gerichtet hatte, in wel-
chem Eigentumsrechte geltend gemacht wurden. Der damalige kom-
munistische Bürgermeister Willi Müller habe den Brief aber nur
höhnisch zerrissen.

Familie Hochwald²³

Die Familie lebte nur kurze Zeit in Friesack. Das aus Berlin stammende junge Paar wird den Friesackern auch kaum als „jüdisch“ bewusst gewesen sein.

Alfred Hochwald entstammt einer sogenannten „Mischehe“, wurde aber von den Nazis als „Geltungsjude“ betrachtet und war damit nahezu allen Repressalien der Judenverfolgung ungemindert ausgesetzt. Seine Frau Irma war nicht jüdisch. Mit ihrer Eheschließung am 26. August 1933 waren sie dem „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ gerade noch zuvor gekommen. Kurz nach Ihrer Hochzeit zogen sie nach Friesack und betrieben hier eine Hundeschule, in der sie Schäferhunde bis zur Polizei, Such- und Wachhundprüfung ausbildeten. Sie lebten, vermutlich zur Miete, in dem Haus der ehemaligen Bäckerei Voigt - heute Reppinsche Allee 4.

Zu seinem Schutz verlegte Alfred Hochwald häufig seinen Wohnort. Die Tochter Ingrid wurde 1936 bereits wieder in Berlin geboren, der ein Jahr später zur Welt gekommene Sohn Dieter in Göttingen.

1943 erhielt Alfred Hochwald, er lebte zu dieser Zeit in Bergen, über das Arbeitsamt die Einweisung nach Lublin-Maidanek. Aus dieser todbringenden Situation rettete ihn die noch junge Geschäftsführerin der Carl-Heinrich-Meyer-Konservenfabrik, Ilse Lange, bei der er angestellt war. Sie erwirkte, dass die Einweisung noch mal zurück genommen wurde und versteckte Alfred, sowie

später auch seinen Bruder Willy, auf ihrem Dachboden. Beide konnten so die Zeit des Nationalsozialismus überleben.



Irma Hochwald beim Füttern der Hunde

Foto: Privat

Familie Katarzynski

Von Frau Himburg wissen wir, dass sie eine jüdische Schulfreundin namens Astrid Katarzynski hatte, deren Eltern in der Berliner Straße einen Schreibwarenladen betrieben. Sie kann sich noch gut daran erinnern, dass Astrid eines Tages im Jahr 1938 (noch vor der „Reichskristallnacht“) nicht mehr zur Schule kam und es den Kindern damals merkwürdig erschien, dass die Lehrerin ob des Fehlens

einer Schülerin nicht, wie ansonsten üblich, die Ursache hinterfragte.



Eintrag von Astrid Katarzynski ins Stammbuch von Frau Himburg

Herr Fabel erinnerte in diesem Zusammenhang, dass einige Zeit vorher Herr Katarzynski die Durchfahrt von Adolf Hitler durch Friesack dazu nutzte, dem „Führer“ einen Brief in dessen offenes Auto zu werfen.

Die mündlichen Verweise auf die Familie Katarzynski sind der letzte Hinweis auf Juden in Friesack.

Weiterer Forschung vorbehalten soll daher an dieser Stelle an die Menschen gedacht werden, von denen bekannt ist, dass sie in den Vernichtungslagern umkamen und ehemals Friesacker Bürger waren:

Ackermann, Jakob wurde am 12.1.1875 in Weyer geboren und lebte vor der Deportierung zusammen mit seiner Frau **Bella Ackermann** (geb. Steinheimer, *17.6.1891 in Niederwerrn) und seinem jüngsten Sohn Karlheinz Ackermann (*1.6.1932 in Kranichfeld) zuletzt in Niederwerrn. Im April 1942 wurden alle drei zusammen in das „Transitlager“ Izbica (Polen) deportiert, von wo aus sie vermutlich in ein Vernichtslager kamen und umgebracht wurden.

Liselotte Ackermann, die einzige Tochter von Jakob Ackermann, wurde 1918 in Friesack geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Während des Krieges war sie von Berlin nach Auschwitz am 01.03.1943 deportiert worden. Liselotte starb im Lager Auschwitz.

Manfred Ackermann (* 28.07.2909 in Mainz) stammte aus einer früheren Ehe des Jakob Ackermann und lebte vor seiner Verhaftung in Berlin. Er verstarb im Konzentrationslager Sachsenhausen am 25. Juni 1940.

Rosalie Cohn geb. Michaelis wurde 1865 in Friesack geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Während des Krieges war sie mit Transport I/65 von Berlin nach Theresienstadt am 15.09.1942 deportiert worden. Rosalie starb im Jahr 1942 in Theresienstadt im Alter von 77 Jahren.

Jenny Gross, geb. Löwenthal wurde 1858 in Friesack geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin.

Während des Krieges war sie mit Transport I/60 von Berlin nach Theresienstadt am 07.09.1942 deportiert worden. Jenny starb im Jahr 1943 in Theresienstadt im Alter von 85 Jahren.

Dr. Fritz Kremm, (Anwalt) Berlin (* 29. Januar 1893 in Friesack) war der Sohn des zeitweisen Friesacker Apothekers Berthold Kremm. Am 29.9.1944 vom Konzentrationslager Theresienstadt in das Lager Auschwitz deportiert und verschollen.

Erna Saulmann wurde 1877 in Friesack geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Während des Krieges war sie von Berlin nach Riga am 25.01.1942 deportiert worden. Erna starb in Riga.

Margarete Saulmann wurde 1889 in Friesack geboren. Vor dem Zweiten Weltkrieg lebte sie in Berlin. Während des Krieges war sie von Berlin nach Riga am 25.01.1942 deportiert worden. Margarete starb in Riga

Helene Steinbach wurde am 13.4.1922 in Friesack geboren. Sie trug die Häftlingsnummer Z-5983 (Z=Zigeuner). Helene starb im Lager Auschwitz am 4.8.1943

Quellen: Gedenkbuch des Bundesarchives, Auschwitz-Museum, Yad Vashem, BLHA

Anmerkungen

- 1 Erinnerung des Kaufmann Schröder (Friesack) im Gespräch mit George Salomon am 6.Juli 1978 - dokumentiert in „Salomon Family of Friesack Collection“ des Leo Back Institut (AR 5020 - Box 1 Folder 5
- 2 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.8 Nr. 1569
- 3 In einer von der Gemeinde Niederwernn dem Herausgeber überlassenen Aufstellung wird aus einem Heiratsverzeichnis wie folgt zitiert: „Ao. 1918, den 7.Februar, wurde Jakob Ackermann, Rittergutspächter, geb. zu Weyer/Kr. Goarshausen, wohnhaft in Friesack, ...mit Bella Steinheimer... zu Niederwernn getraut.
- 4 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, K IV AG Rathenow Ga Friesack Bd.4 Blatt 500
- 5 Heimatmuseum Friesack, Stammrolle der Fortbildungsschüler der Stadt Friesack vom 1.Oktober 1920 und 1.April 1921
- 6 „Die Niederwernner Juden 1871-1945“; Karl-Heinz Grossmann; Königshausen & Neumann - 1990
- 7 Stadtbibliothek Kranichfeld, Chronik der Stadt - Gewerbebetriebsanzeigen 1905-1935 (Information durch Dipl. Jur. Wolfgang Karl, Kranichfeld im Mai 2011)
- 8 Heimatmuseum Friesack, „Abschriften der Magistrats-Protokolle 1932-“
- 9 „Die Niederwernner Juden 1871-1945“; Karl-Heinz Grossmann; Königshausen & Neumann - 1990
- 10 Das Schicksal der letzten Juden von Frei-Laubersheim; W.Zeiler - 2009 - veröffentlicht u.a. in www.regionalgeschichte.net (Stand Februar 2011)
- 11 u.a. dokumentiert durch www.ancestry.de; Passagierliste der „Ile de France“ vom 20.Oktober 1937
- 12 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.29 Zuchthaus Brandenburg Nr.1707
- 13 „Die Niederwernner Juden 1871-1945“; Karl-Heinz Grossmann; Königshausen & Neumann - 1990
- 14 ebenda
- 15 ebenda
- 16 ebenda
- 17 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.29 Zuchthaus Brandenburg Nr.1707
- 18 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.36 Nr. F 11
- 19 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.29 Zuchthaus Brandenburg Nr.1707
- 20 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.35 H KZ Sachsenhausen Nr. 3/1 (Blatt 39)
- 21 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep.36 Nr. 264
- 22 Gedenkbuch - Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewalt Herrschaft in Deutschland 1933 - 1945; Bundesarchiv
- 23 Dokumentiert in der Ausstellung „Jüdisches Leben in Bergen“
<http://www.begegnung-christen-juden.de/bcjbilder/PDF/bergen.pdf> (Stand 01/2010)

Der Kindergarten in Damm

Ein weiteres beredtes Zeugnis für die immer schärfer werdende Ausgrenzung von Juden auch in Friesack (und Umgebung) ist die Geschichte um den Versuch der Installation eines evangelischen Kindergartens in Damm - einem heutigen Ortsteil von Friesack.

Damm gehörte 1937 mit den Gütern 1 und 2 zur Gemeinde Wutzetz und diese wiederum zum Pfarrsprengel Nackel. Der noch junge Hilfsprediger Eberhard Joch, der Diakon Arthur Schoch und die Diakonisse Schwester Auguste Schönacker hatten für die Landarbeiter der beiden Güter einen erheblichen Bedarf für deren Kinderbetreuung ausgemacht und dazu mit dem Patron der Kirchengemeinde und Besitzer des Gutes Damm 1, Dr. Walther Schwabe, schnell einen Partner gefunden, der eine kleine Anschubfinanzierung und ein geeignetes Gebäude zur Verfügung stellte.

Am 15. April 1937 ging der Kindergarten als Einrichtung des Provinzial-Ausschusses für Innere Mission in Betrieb und schon am ersten Tag besuchten etwa zwanzig Kinder die neue Einrichtung. Gemäß der damals üblichen Regeln des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes beantragte die Innere Mission sodann die Genehmigung des neuen Kindergartens - und was als Routine gedacht war, geriet zum Politikum.

Hintergrund war ein Grußwort des bereits erwähnten Unterstützers Schwabe anlässlich der Eröffnung des Kindergartens am 9. Mai 1937 - am Muttertag. Nicht der Inhalt des Grußwortes wurde zum Stein des Anstoßes, sondern der Umstand, dass Dr. Schwabe Jude war.

So erschien Anfang Juni im „SA-Mann“ ein Beitrag, in welchem hetzend gefragt wurde: „Wo soll das hinführen, wenn Juden auf einmal die Wartung unserer Kinder übernehmen?“

Prompt erfolgte zunächst die Ablehnung eines Beihilfeantrages an das Oberpräsidium der Provinz Brandenburg mit der Begründung, das es nicht angehe, „daß die Aufenthaltsräume, Spielplatz, Grund und Boden von dem Gutsbesitzer Dr.Schwabe, einem Juden, zur Verfügung gestellt und in Benutzung genommen werden.“ Auch der Landkreis reagierte prompt und wies ein an ihn gerichtetes Gesuch „aus grundsätzlichen Erwägungen“ zurück.

Ende August gab es dann eine Unterschriftenaktion des BDM (Bund Deutscher Mädchen) gegen den Kindergarten, an dem sich auch die Tochter des Gutsbesitzers v. König beteiligte, obgleich von diesem Kindergarten auch die Landarbeiter des ihm gehörenden Gutes Damm 2 profitierten.

Schließlich wurde auch von der DAF (Deutsche Arbeitsfront) auf die Innere Mission der Druck erhöht, so dass zunächst beschlossen wurde, den Kindergarten - auch wegen tatsächlicher baulicher Mängel - über Winter zu schließen. Eine geplante Wiedereröffnung im Frühjahr kam nie zustande, mit Schreiben vom 9.12.1937 versagte der Regierungspräsident die notwendige Genehmigung.

1938 floh Dr. Walther Schwabe und seine Familie zunächst nach Amsterdam und später nach Großbritannien.

Anmerkung

Dokumentiert in: „Die evangelische Kinderpflege und die Innere Mission in der Zeit des Nationalsozialismus - Rückzug in den Raum der Kirche“; Band 2: 1937 bis 1945

Chronologie - Quellenlage zur jüdischen Geschichte von Friesack

Nachstehend wurden alle dem Herausgeber derzeit bekannten Quellen zur jüdischen Geschichte der Stadt Friesack chronologisch aufgeführt.

Insoweit die Quelle bereits gesichtet wurde, ist sie hier inhaltlich (*in kursiv*) wiedergegeben, ggf. auch nur in Teilen, insoweit nur diese für Friesack relevant waren.

Auch noch nicht publizierte bzw. gesichtete Quellen wurden erfasst - so bleibt es dem Herausgeber oder anderen Interessierten für die Zukunft vorbehalten, diesen Hinweisen nachzugehen.

- 1678 **Geheimes Stattsarchiv Preußischer Kulturbesitz**
Archivbestand: Geheimer Rat (I.Hauptabteilung)
Rep. 21 Kurmärkische Städte, Ämter und Kreise
Nr. 203 Fasz.9
 Judensachen Verschiedenes (1654) 1665-1682
 Enth. u.a. „Wegen Ansetzung von Juden in der Stadt Friesack,
 Aug. 1678.“
- 1681 **Geschichte der Juden in Berlin** von Ludwig Geiger; S.13
 Aufstellung des Kammergericht über Berliner Juden aus
 dem Jahre 1684:
Simon Wolff Brandes, ist drey Jahr hier, ist Schreiber undt
Praeceptor bey der Judenschaft alhier, ist verheyrahet, treibet
aber keinen handel, ist vor diesem zu Friesack privilegiert gewe-
sen.
- 1695 **Geheimes Stattsarchiv Preußischer Kulturbesitz**
Archivbestand: Geheimer Rat (I.Hauptabteilung)
Rep. 21 Kurmärkische Städte, Ämter und Kreise
Nr. 208 f 1 Fasz.10
 - Gesuch des in Biesenthal vergleiteten Juden Manasse Arend um
 Übertragung seines Schutzbriefs auf Friesack, Juni, Aug. 1695
- 1698 - Vergleitung des Lehrers des Schutzjuden David Ries in Berlin,
 Isaac Jacob, auf Friesack, Nov.-Dez. 1698
- 1721 - Ansetzung der Tochter des Isaac Jacob und seines Schwieger-
 sohns David Abraham als 1.Kind, Okt.-Nov. 1721, Jan 1722,
 April., Juli-Aug.1723, Sept. 1728.

1724 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern;
 Zweiter Teil, Erste Abteilung, S. 156 Fußnote 3
 Bericht des Steuerrates Reinhardt vom 18. Januar 1724. Geh. St. A.
 R 21-203 a.- *In Brandenburg wohnten 6, in Rathenow 3, in Nauen
 2, in Kremmen 2, in Friesack 3, in Fehrbellin 1, in Wusterhausen
 1, in Pritzerbe 1, in Spandaue 2, in Gransee 2 unvergleitete und 1
 vergleiteter Jude.*

1727 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern;
 Zweiter Teil, Zweite Abteilung, S. 231
 Bericht über das Judenwesen zu Brandenburg, Rathenow, Nauen,
 Spandau, Kremmen, Friesack, Fehrbellin, Wusterhausen, Gransee,
 Pritzerbe
 Potsdam, 18. Januar 1727
 ...
*6) Zu Friesack halten sich 2 Familien auf, Israel Jacob und
 David Abraham, die ihr Schutzgeld an das kgl. Amt in
 Fehrbellin bezahlen.*

1728 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern;
 Zweiter Teil, Zweite Abteilung, S. 268
 Spezifikation der Juden in den Stätten der Kurmark 1728

<i>Name der Städte</i>	<i>Vergleitete</i>	<i>Unvergleitete</i>
...		
Friesack	1) Isaak Jacob 2) David Abraham	keine

1739 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern;
Zweiter Teil, Zweite Abteilung, S.466

Judentabelle von des Krieigrats Neubaur Inspection derer in den
Amts- und Ritterstädten wohnenden Juden

Geh. St.A. Kurmark Tit. CCXXXII Judenf. Gen.Nr.10

Amts- u. Ritterstädte

...

Friesack

Judenfamilien

5

*Worauf die Vergeleitung
fundiert sei:*

*Der alte Isaak Jacob ist
vergeleitet 1698 und hierauf sitzen
sein Sohn u. 2 Schwiegersöhne.
Der gebrechl. Levin Hirsch, auch
seine Frau hat kein Privileg*

*Was sie vor Handel
treiben*

*handeln mit erlaubten Waren u.
Fellen*

*Wie lang sie
gewohnet Jahre*

*Der alte 70. Der 1. Schw.-Sohn 18.
Der 2. 6*

*Wie stark die
Familien sind*

*Des alten Sohn hat 3 Kinder und
der 1.Schw.-Sohn 1 Kind*

*Was selbige an
Schutzgeld Und anderen
oneribus Entrichtet*

*Der alte nichts. Der 1. Schw.Sohn
14 rtlr. der 2. 8 rtlr.*

*Ob u. quo titulo sie
eigne Häuser besitzen*

Sitzen alle zur Miete

- 1743 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern;
Dritter Teil, Zweite Abteilung, S.76
Specification derer in sämtlichen Kur-Märkischen Städten
exclusive Berlin befindlichen Juden, ob dieselben Concessionen
oder Privilegia haben und in welchem Jahre solche erteilet.
Aufgenommen in anno 1743

Friesack

<i>Namen der Juden-Familie</i>	<i>Ob sie Privilegia haben und in welchem Jahre solches erteilet worden</i>
------------------------------------	---

<i>David Abraham</i>	<i>Ja! Vom 3.November 1721</i>
----------------------	--------------------------------

<i>Aron Isaak</i>	<i>Ja! Vom 18.Mai 1730</i>
-------------------	----------------------------

<i>Samuel Jacob</i>	<i>-“-</i>
---------------------	------------

<i>Levin Hirsch</i>	<i>Hat keines, sondern nur über 20 Jahre bei obigen Juden als Knecht gedienet</i>
---------------------	---

Schulmeister

- 1754 **Geheimes Stattsarchiv Preußischer Kulturbesitz**
Archivbestand: Geheimer Rat (I.Hauptabteilung)
Rep. 21 Kurmärkische Städte, Ämter und Kreise
Nr. 208 f 1 Fasz.10

Enth. u.a. - Gesuch des Schutzjuden David Abraham zur Abhaltung des Gottesdienstes in seinem Haus, Sept. 1754.

- 1755 U.a. in **„250 Jahre Pharmazie in Friesack“** -
Privatdruck der Apotheke Friesack aus dem Jahre 2005
*Das erste Privileg für eine „Medizin-Apotheque“ ergeht am
31.12.1755 durch Friedrich den Großen an **Elias Simon
Brocks** - der Name läßt auf einen Juden schließen, bislang dazu
aber keine weiteren Belege.*

- 1755 **Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack mit einem Ausblick auf die Zeit der Quitzows** von Dr.E.G.Bardey; Nauen - 1894, S. 64
„Allhier sind 4 Judenfamilien, welche unter dem Juden David Abraham einen besonderen Schutzbrief erhalten“
- 1756 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern; Dritter Teil, Zweite Abteilung, S.335
 Designatio derer in der Churmark vom 1.August 1756 angesetzten Juden und wovon sich die Expeditiones in der Registratur des 2. Departements befinden
Name desjenigen Juden
Der angesetzt ist: *Salomon Aaron auf s. Vaters Privileg*
Ort ihres Etablissements *Friesack*
Datum der Concession *2. April*
Auf General Privilegio *-*
Auf das Recht des 1. Kindes *1. Kind*
Haben auf Erlegung eines Stück Geldes ein Privileg erhalten *-*
Schutz Juden Witw. geheiratet *-*
Ordinarii geworden *Ord.*
Extra-ordinarii geworden *-*
- 1765 **„Der preußische Staat und die Juden“** von Selma Stern; Dritter Teil, Zweite Abteilung, S.422
 Tabelle aus dem Jahre 1765
Friesack
4 Judenfamilien, 2 Ordinarii, 2 Extraordinarii

- 1779 **Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack mit einem Ausblick auf die Zeit der Quitzows** von Dr.E.G.Bardey; Nauen - 1894, S. 66
„Friesack hat... 1131 Einwohner, unter denen drei Juden waren.“
- 1793 **Landeshauptarchiv Schwerin**
Bestand: 2. Älteres Aktenarchiv
2.22-10/34 Nr. 157,2
 Isaac Salomon zu Kyritz gegen Samuel Marcus in Rossow wegen tätlicher Vergreifung innerhalb und außerhalb der Synagoge (1793)
siehe „Aus den Forschungsergebnissen von Georg Salomon“
- 1801 **„Statistisch-topografische Beschreibung der gesamten Mark Brandenburg“; Bratring F.W.A., - Berlin 1968 (Reprint)**
4 jüdische Familien mit 19 Personen bei insgesamt 1829 Einwohnern (1,04%)
- 1810 **Landeshauptarchiv Schwerin**
Bestand: 2. Älteres Aktenarchiv
2.22-10/34 Nr. 155,16
 Schutzjude Isaac Salomon zu Friesack gegen den Schutzjuden Hirsch Isaac Cohn aus Rossow wegen Schuld (1810)
- 1812 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Pr.Br.Rep. 8 Friesack Nr. 2004
 Verzeichnis der am 24.März 1812 in der Stadt wohnhaften Judenfamilien

15 Haushaltungen (6 Familie; 9 Alleinstehende) mit insgesamt 36 Personen. Sämtliche Personen sind namentlich aufgeführt

1812 **Pr.Br.Rep. 6 A H und GLNr.51**

Gesuch des Behrend Hirsch aus Friesack um Bürgerrechte für Rhinow (1812)

1812 **„Die jüdische Freischule in Berlin (1778-1825) im Umfeld preußischer Bildungspolitik und jüdischer Kultusreform. Eine Quellensammlung“** von Ingrid Lohmann; Band 1

Friesack den 26ten July 1812

Der Magistrat erstattet über das Jüdische Schulwesen der Stadt Friesack seinen Bericht ganz gehorsamst.

Eine Königliche Hochlöbliche Geistliche und Polizey Deputation der Kuhmärckschen Regierung überreichen wir das Jüdische Schulwesen der Stadt Friesack betreffend ganz gehorsamst,

1) Das Nahmentliche Verzeichniss der Schul Kinder, und zeigen zugleich an,

2) daß diese Kinder von dem Jüdischen Lehrer blos in dem Hebraischen der Unterricht ertheilt wird. Die Eltern dieser Kinder lassen selbige jedoch auch von dem Christlichen Lehrer der Bürger Schule in Teutsch, Lesen, Schreiben und im Rechnen täglich 2 Stunden Privat Unterricht ertheilen.

3) der Jüdische Lehrer erhält von der Gemeinde an fixirtes Gehalt Jährlich 10 rthl, und an Emolumente, Ein eigenes freyes

logis, Feuerung, Kost und Wäsche. Der Unterricht der Kinder wird in der Wohnung des Lehrers erteilt

4) Der Name des Lehrers ist Theodor Abram. Derselbe beschäftigt sich täglich mit dem Unterricht der Kinder im Hebräischen Lesen und Schreiben, auch mit Uebersetzen des Teutschen im Hebraischen. Seine Aufführung ist übrigens anständig und gut.

Magistrat

Lüdicke

Borchardt

Oppermann

*Nahmentliches Verzeichnis
der Schulfähigen Jüdischen Kinder in der
Stadt Friesack*

<i>Nahme des Vaters</i>	<i>Nahmen der Kinder</i>	<i>Alter</i>
<i>Jahre</i>		
<i>1. Isaac Salomon</i>	<i>Salomon</i>	<i>12 1/2</i>
	<i>Hirsch</i>	<i>10 1/2</i>
	<i>Mendel</i>	<i>7</i>
<i>2. Jeremias Hirsch</i>	<i>Hirsch Jeremias</i>	<i>7 1/2</i>
<i>3. Elias Salomon</i>	<i>Salomon</i>	<i>7 1/2</i>
	<i>Gorgas</i>	<i>6</i>

- 1822 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Rep.2 A I Pol Nr. 1981
 Gesuch der Judengemeinde zu Friesack um Erlaubnis zur Erbbauung eines Tempels und Schenkung eines Grundstücks und Bethauses durch die Witwe Salomon Taube an die dortige jüdische Gemeinde (1822, 1843)
siehe Abschnitt: „Der Tempel“
- 1835 **Heimatmuseum Friesack**
Chronik der Stadt Friesack
Abraham Elias Michaelis erhielt einen Bürgerbrief vom Friesacker Magistrat.
- 1837 **Aus Friesacks Geschichte**
Zum 600 jährigen Stadtjubiläum; Walter Feske - Friesack (1927); S.39
Die Zahl aller Einwohner betrug 1837 ...in Summe 2074. 1840... in Summe 2302.
Juden waren mit Staatsbürgerrecht 1837: 27, ohne Staatsbürgerrecht: 3, 1840: mit Staatsbürgerrecht : 28, ohne Staatsbürgerrecht: 3 ortsansässig.
- 1838 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Pr.Br.Rep. 8 Friesack Nr. 1841
 Leihbibliothek des Kaufmann J.C.Lorenz (Lorentz)(1838-1924)
 Enth. u.a.: Errichtung und Revision der Leihbibliothek des jüdischen Lehrers Wolff Oelsner.
- 1842 **Enquête des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts und Medizinal-Angelegenheiten über die Kultus-, Schul-**

und Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden in den preußischen Provinzen 1843-1845

Euer Excellenz überreichen wir hierneben die Hauptübersicht des im Jahre 1842 stattgehabten Schulbesuches der jüdischen Kinder in unserem Regierungs-Bezirke

<i>Ort</i>	<i>Friesack</i>
<i>Zahl der jüdischen Einwohner</i>	<i>30</i>
<i>jüdische Kinder schulfähigen Alters</i>	<i>4</i>
<i>die christliche Schule besuchen</i>	<i>4</i>
<i>die jüdische Schule besuchen</i>	<i>-</i>
<i>Zahl der jüdischen Lehrer</i>	<i>-</i>
<i>Wer den jüdischen Kindern den Religions-Unterricht ertheilt</i>	<i>die Väter</i>

Fragespiegel zur Synagoge und Gemeinde siehe Abschnitt „Der Tempel“

1843 **Heimatmuseum Friesack** **Chronik der Stadt Friesack**

9 Jüdische Familien mit 36 Personen, vermutlich die größte jemals erreichte Zahl.

1843 **Geheimes Stattsarchiv Preußischer Kulturbesitz** **Bestand: I. Hauptabteilung; Rep.77 (M) Ministerium des Innern** **Rep.77 (M) Abt. I Sek.34 Tit 1021 Nr.2 Friesack**

Die gottesdienstlichen und Gemeindeangelegenheiten der Juden-

schaft zu Friesack (1843)

- 1853 **Kreisblatt für das Westhavelland; 17.12.1853**
Bekanntgabe der Bildung von zwei Synagogengemeinden im Westhavelland: Brandenburg und Friesack.
- 1860 **Kreisarchiv Havelland**
Archivbestand: Magistrat Rathenow - 1624 Nr.8558
Jüdische Gemeinde Friesack und jüdische Bürger Rathenows und Umgebung. Enth. u.a. Extract aus dem Statut der jüdischen Gemeinde zu Friesack und Wahlvorstände der Gemeinde sowie verschiedene Schreiben zur Sache.
Das Material zu der Friesacker Gemeinde besteht aus über 100 Blätter mit Schwerpunkt Wahlhandlungen und ist überwiegend im Abschnitt „Die Gemeinde“ eingeflossen.
- 1871 **Heimatmuseum Friesack**
Chronik der Stadt Friesack (Quelle n.n. verifiziert)
„Es gab noch 24 Juden in Friesack. Ihre Zahl ging danach ständig zurück“
- 1880 **Die Verbreitung der Juden im Deutschen Reiche auf Grundlage der Volkszählung vom 1.Dezember 1880; Friedrich Bosse - Verlag: Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin 1885**
Für Friesack werden 27 Juden bei insgesamt 3.620 Einwohner (0,75%) aufgeführt. Damit ist Friesack im Westhavelland noch immer die Stadt mit dem größten prozentualen Anteil an Juden in

*der Bevölkerung. (Rathenow=0,60%; Pritzerbe=0,51%,
Rhinow=0,32%, Plaue=0,23%).*

Zum Vergleich: Deutsches Reich= 1,24%; Berlin=4,81%

- 1881 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Rep. 5 E Rathenow Nr. 383
Austritte der Juden aus der Synagogengemeinde Rathenow-
Friesack (1881-1901)
- 1883 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Pr.Br.Rep. 8 Friesack Nr. 1438
Stiftung des Hirsch Salomon zum Armenzwecken (1883-1924)
siehe Abschnitt: „Das Salomon`sche Legat“
- 1884 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Rep.2 A I Pol Nr. 2012
Angelegenheiten der Synagogengemeinden Friesack und
Rathenow Bd.2 (1884-1899)
siehe Abschnitt: „Die Gemeinde“
- 1884 **Lexicon sämtlicher jüdischen Gemeinden Deutschlands,**
B.Heidingsfelder, Frankfurt am main 1884
Friesack i.d.Mark, Brandenburg, 3620 E. 27 J. (7 Familien)
1 S. G.a.
(eine Synagoge, Gottesdienst wird nach alten Ritus gehalten)
- 1890 **„Jüdische Friedhöfe in der Mark Brandenburg“** von
Herbert Sander
Bericht des Friesackers Magistrats im September 1890:

„ ...daß nur noch die beiden Vorsteher , die Kaufleute Michaelis (76 Jahre) und Lewinsohn (69 Jahre) im Ort lebten, alle anderen verstorben oder verzogen seien. Es wurde die Vereinigung mit der Rathenower Gemeinde empfohlen. “

- 1890 **Promotion Dr. Michael Rademacher,**
(www.verwaltungsgeschichte.de - Stand 10.12.2009)
Friesack hat 3.377 Einwohner, davon 74 Katholiken und 9 Juden
- 1891 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Pr.Br.Rep. 8 Friesack Nr. 2007
Verhandlungen über die Verlegung der Synagogengemeinde nach Rathenow (1891-1892)
siehe Abschnitt: „Die Gemeinde“
- 1891 **250 Jahre Pharmazie in Friesack 1755-2005, Apotheke Friesack**
Am 01.Oktober 1891 kauft Berthold Kremm für 160 000 Mark die Apotheke... Er war jüdischen Glaubens und wurde am 19.Oktober 1891 vom Bürgermeister Lüdicke vereidigt... Kremm verkaufte die Apotheke am 01.Januar 1896 an Andre Le Comte für 180 000 Mark.
- 1895 **Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv**
Signatur GSA 55/4419
Brief(e) von Lewinsohn, Salli (junior, Friesack) an Kürschner, Joseph (1895, 3 St 3 Bl)
Brief(e) von Kürschner, Joseph an Lewinsohn, Salli (junior, Friesack) (1895, 1 St 1 Bl)
siehe Abschnitt: „Die Familie Lewinsohn“

- 1905 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam**
Pr.Br.Rep. 8 Friesack Nr. 2335
 Klage des Kaufmanns Salli Lewinsohn gegen die
 Stadtverordnetenversammlung auf Annerkennung des
 Bürgerrechts und Eintragung in die Gemeindegewählerliste.
 Als Vertreter des Klageführenden RA Th. und Dr.Karl
 Liebknecht.
siehe Abschnitt „Die Familie Lewinsohn“
- 1910 Verwaltungsstreitsache des Kaufmannes Salli Lewinsohn gegen
 die Stadtverordnetenversammlung aus Protest gegen die Wahl
 des Kaufmannes Max Aue als Stadtverordneter
siehe Abschnitt „Die Familie Lewinsohn“
- 1910 **Stein und Name, Die jüdischen Friedhöfe in**
Ostdeutschland
Institut Kirche und Judentum, Berlin 1994, S.349
1910 und 1913 wurden jeweils sechs jüdische Einwohner als
jüdischer Ortsverband zur Gemeinde Rathenow gehörig
verzeichnet.
- 1915 **Zeugnisse jüdischer Kultur, Dr. sc. Klaus Arlt**
Wichern-Verlag, Berlin 1992, S. 92
1915 lebten in Friesack nur 6 Juden, während hier 1871 noch
24, also etwa 4 bis 5 Familien gewohnt hatten.
- 1925 **Aus Friesacks Geschichte**
Zum 600 jährigen Stadtjubiläum; Walter Feske -
Friesack (1927); S. 55
Die Volkszählung 1914/15 ergab 102 Katholiken, die letzte
Zählung vom 16. Juni 1925 94 Katholiken, 6 Juden.

- 1932 **Heimatmuseum Friesack**
Chronik der Stadt Friesack
Kopie eines handschriftlichen Briefes von Salli Lewinsohn an den Magistrat der Stadt Friesack
vollständige Wiedergabe unter Abschnitt: „Der Tempel“
- 1933 **Jüdisches Leben in Bergen - Die Rettung von Alfred und Willy Hochwald** (www.begegnung-christen-juden.de/bcjbilder/PDF/bergen.pdf - Stand 8.12.2009)
siehe Abschnitt: „Die Friesacker Juden und der Nationalsozialismus“
- 1939 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv**
Rep. 36 Nr. F 11 (Manfred Ackermann früher Friesack)
Schriftwechsel des Rechtsanwalt und Notar Dr. Wittig, Genthin mit dem Oberfinanzdirektor Brandenburg zur Herausgabe von Wertpapiere des Manfred Ackermann
siehe Abschnitt: „Die Friesacker Juden und der Nationalsozialismus“
- 1943 **Brandenburgisches Landeshauptarchiv**
Rep.36 Nr. 264
Vermögenserklärung Liselotte Ackermann
siehe Abschnitt: „Die Friesacker Juden und der Nationalsozialismus“

Druck:
Druck und Werbung Havelland GmbH
Dammstraße 8
14641 Nauen